



**Edgar Wallace**

## **Der Zinker**

**Non-profit ebook by tg**

In London wird der Zinker gefaßt – ein gefährlicher Verbrecher. Wenige Stunden später ist der Verhaftete wieder auf freiem Fuß.

Am Abend sieht man ihn bei einer Schießerei in dem berüchtigten Leopard-Club. Die Polizei läßt den Zinker laufen ...

ISBN: 3-442-00200-1

Original: THE SQUEAKER

Übersetzung: Gregor Müller

Verlag: Wilhelm Goldmann Verlag

Erscheinungsjahr: 1/82 – 15. Auflage

Umschlagentwurf: Atelier Adolf & Angelika Bachmann, München

Umschlagfoto: Richard Canntown, Stuttgart

**Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!**

# 1

Es war eine stürmische Nacht. Der Wind peitschte Regen und Schnee durch die Straßen. Kein vernünftiger Mensch trieb sich bei diesem Wetter auf Putney Common herum. Der eisige Wind drang durch Mantel, Kleider, Handschuhe. Die paar Straßenlaternen gaben in dieser stockdunklen Nacht so wenig Licht, daß Larry Graeme seine Taschenlampe zu Hilfe nehmen mußte, wenn er eine Straße überqueren und nicht über den Rinnstein stolpern wollte.

Er schaute auf das Leuchtzifferblatt seiner Armbanduhr. Es fehlten nur noch einige Minuten bis halb, und der ›Große Unbekannte‹ war pünktlich auf die Minute – niederträchtig, gemein war er, aber pünktlich! Larry hatte schon früher Geschäfte mit ihm gemacht, sich allerdings jedesmal geschworen, es nie wieder zu tun. Der Kerl drückte die Preise, aber er hatte stets Geld, und wenn man an ihn verkaufte, war das Risiko gleich Null. Larry hatte sich vorgenommen, sich diesmal nicht kleinkriegen zu lassen. Die van-Rissik-Diamanten hatten ihren bekannten Wert.

Alle Zeitungen waren voll von dem kühnen Raub gewesen, die Versicherung hatte den genauen Wert der einzelnen Schmuckstücke bekanntgegeben, und es bestand nicht der geringste Zweifel darüber, wieviel die Steine auf dem freien Markt einbringen würden.

Larry hatte die übliche verschlüsselte Zeitungsannonce aufgegeben:

›In der Gegend von Putney Common (in Richtung Wimbledon) wurde am Donnerstag, abends um 10.30, eine kleine, gelbe Handtasche verloren. Inhalt fünf Briefe, die nur für den Eigentümer von Wert sind ...‹

Die ›gelbe Handtasche‹ kündigte dem ›Großen Unbekannten‹ an, daß ihm Juwelen angeboten wurden, eine ›braune Handtasche‹ würde Pelzwaren, eine ›weiße‹ Banknoten bedeutet haben. Die ›fünf Briefe‹ zeigten an, daß sich der Wert der Ware in einer fünfstelligen Zahl bewegte.

Und jetzt war Donnerstagabend halb elf. Larry wartete in der Richmond Street. Der Wind trug die Schläge der Kirchturmuhre herüber.

»Pünktlich auf die Minute«, murmelte Larry.

Er sah weit vorn in der Straße zwei schwache Lichter auftauchen, die heller und heller wurden. Plötzlich blendeten die Scheinwerfer auf, und Larry stand im grellen Lichtkegel.

Das Auto fuhr langsamer und hielt direkt neben ihm. Der Regen prasselte auf das Wagendach.

Aus dem Innern erklang eine rauhe Stimme:

»Nun?«

»Guten Abend.«

Larry strengte sich an, etwas von dem Gesicht im Dunkeln zu erkennen. Aber er war sich im klaren darüber, daß ihm selbst seine Taschenlampe wenig nützen würde, da der ›Große Unbekannte‹ bestimmt eine Maske trug.

Doch dann fiel sein Blick auf die Hand, die auf dem heruntergelassenen Fenster des Wagenschlags lag. Er bemerkte, daß der Nagel des Mittelfingers gespalten war und quer über das erste Gelenk eine doppelte weiße Narbe lief. Die Hand wurde schnell zurückgezogen.

»Also?«

»Ich möchte etwas verkaufen – gute Gelegenheit. Haben Sie die Zeitungen gelesen?«

»Handelt es sich um die van-Rissik-Sache?«

»Wie Sie sagen. Wert zweiunddreißigtausend Pfund – macht hundertzweiunddreißigtausend Dollar, alles leicht zu verkaufen. Madame Rissik hat ihr Geld in Steinen angelegt – keine französische Ware, die blendend aussieht, aber keinen Wert hat! Ich will mindestens fünftausend ...«

»Zwölfhundert«, erklärte die Stimme im Wagen. »Dabei bezahle ich Ihnen schon zweihundert mehr, als ich ursprünglich beabsichtigte.«

Larry atmete schwer.

»Mein Angebot ist einmalig ...«

»Haben Sie die Sachen hier?«

»Nein, ich habe sie nicht hier«, stieß Larry hastig hervor, und der andere wußte, daß er log. »Ich werde sie erst bringen, wenn Sie vernünftig mit sich reden lassen. Ein Juwelier in Maida Vale hat mir schon dreitausend geboten und wird wahrscheinlich noch höher gehen. Aber ich würde die Sachen lieber Ihnen verkaufen – das Risiko ist kleiner. Sie verstehen, was ich meine?«

»Ich gebe Ihnen fünfzehnhundert. Das ist mein letztes Wort. Ich habe das Geld hier. Sie würden also gut daran tun, anzunehmen.«

Larry schüttelte den Kopf.

»Ich halte Sie nur auf«, sagte er höflich.

»Sie wollen also nicht verkaufen?«

»Wir vergeuden beide nur unsere Zeit –«, begann Larry von neuem, aber bevor er weitersprechen konnte, schoß der Wagen davon und das rote Schlußlicht verschwand in der stürmischen Nacht. Das Nummernschild hatte er nicht sehen können.

Er ging zu seinem kleinen Auto, das er in einer geschützten Ecke des Platzes abgestellt hatte, und zündete sich eine Zigarette an.

»Shylock dreht sich heute nacht im Grabe um!« murmelte er vor sich hin.

## 2

Kaum eine Woche später trat Larry Graeme aus dem Fiesole-Restaurant in der Oxford Street. Niemand hätte ihn für etwas anderes als einen smarten Geschäftsmann in mittleren Jahren gehalten, der gern gut aß und die Annehmlichkeiten des Lebens liebte. Die Nelke im Knopfloch wippte, und er war in bester Stimmung. Er hatte auch allen Grund, zufrieden zu sein – die Juwelen der Mrs. van Rissik waren gut verkauft, und niemand im weiten Umkreis Londons wußte etwas von seiner Tat, denn er arbeitete allein.

Als er auf dem Trottoir stand und auf ein Auto wartete, trat ein großer, stämmiger Mann hinter ihn und nahm ihn liebevoll am Arm.

»Hallo, Larry!«

Die lange, graue Asche an Larrys Zigarre fiel zu Boden – dies war aber auch das einzige Zeichen seiner plötzlichen Verwirrung.

»Hallo, Inspektor!« rief er mit dem gewinnendsten Lächeln. »Freue mich, daß ich Sie wieder mal treffe!«

Es klang ganz natürlich und überzeugend. Larry hatte, kaum den Kopf bewegend, blitzschnell nach beiden Seiten geblickt und in nächster Nähe drei andere Herren erkannt, die den gleichen Beruf wie Polizeinspektor Elford ausübten. Er nahm deshalb sein Schicksal mit stoischer Ruhe hin und stieg mit den Detektiven ins Auto. Unterwegs rauchte und plauderte er gelassen, bis der Wagen die enge

Einfahrt von Scotland Yard passierte und vor der Cannon Row Polizeistation hielt.

Die Verhandlungen und Feststellungen dauerten nicht lange. Auf Larry Graemes Gesicht lag ein melancholisches Lächeln. Schweigend hörte er zu, als ihm die Anklage vorgelesen wurde.

»Ich wohne in Claybury Mansions Nummer 98«, sagte er dann. »Es wäre sehr liebenswürdig, wenn Sie mir von dort einen andern Anzug besorgen könnten – ich möchte nicht gern wie ein Oberkellner vor dem Untersuchungsrichter erscheinen. Und, Inspektor Elford, wäre es möglich, daß ich mal Barrabal sprechen kann? Habe viel von ihm gehört, er soll sehr scharf sein, und da ist jemand, dem ich es besorgen möchte!«

Elford bezweifelte, ob Barrabal sich dazu bereit finden würde, versprach jedoch, den Wunsch weiterzuleiten. Als ich die Zellentür hinter Larry geschlossen hatte, ging er hinüber ins Zentralgebäude und suchte Chefinspektor Barrabal auf, der, eine Pfeife im Mund, vor seinem Schreibtisch saß. Er beschäftigte sich gerade mit einigen Schriftstücken, die er von der Geheimregistratur angefordert hatte.

»Wir haben Graeme festgenommen, Mr. Barrabal«, sagte Elford. »Er möchte Sie gern sprechen – ich sagte ihm schon, daß wenig Aussicht bestehe. Aber Sie wissen ja, wie diese Leute sind!«

Der Chefinspektor lehnte sich auf dem Stuhl zurück und runzelte die Stirn.

»Wie, er hat nach mir gefragt? Schade«, meinte er halb vorwurfsvoll, »wie kommt er darauf?«

Barrabal, durch den schon mancher Missetäter unerwartet vor Gericht gestellt worden war, erschien selbst nie auf der Zeugenbank und blieb deshalb ziemlich unbekannt.

Selbst Zeitungsreportern bedeutete er nicht mehr als ein Name. Seit acht Jahren saß er in seinem Büro im dritten Stock zwischen Stößen von Akten. Er prüfte und verglich die verschiedenartigsten Beweisstücke, beschäftigte sich mit kleinsten Details und entlegensten Hinweisen. Auf diese Weise hatte er schon viele gerissene Täter überführt.

»Was soll ich ihm sagen?« erkundigte sich Elford.

»Ich komme gleich mit.«

Barrabal folgte dem Inspektor, um den mißmutigen Larry Graeme zu besuchen, der in seinem eleganten Gesellschaftsanzug mit der welken Nelke im Knopfloch eine etwas sonderbare Figur machte.

Larry, der schon viele Polizeibeamte in England und in Amerika kennengelernt hatte, begrüßte ihn mit gezwungenem Lächeln.

»Ich freue mich, Ihre Bekanntschaft zu machen, Herr Chefinspektor. Sie haben mich geschnappt. Mein Fall wird Ihnen keine große Mühe bereiten. In meinem Koffer im Shelton-Hotel finden Sie genug, um mich ein paarmal zu überführen. Zu große Vertrauensseligkeit ist immer meine Schwäche gewesen.«

Barrabal erwiderte nichts, sondern wartete auf die Frage, die unweigerlich kommen mußte.

»Wer hat mich angezeigt, Chefinspektor? Ich möchte nur dies erfahren, bevor ich im Gefängnis verschwinde. Ich muß wissen, wer der ›Zinker‹ ist, der mich verpfiffen hat!«

Barrabal sagte noch immer nichts.

»Es gibt nur drei Leute, die es gewesen sein könnten.« Larry zählte sie an den Fingern auf. »Ich möchte keine Namen nennen, aber da ist erstens der Mann, der die Sachen gekauft hat – der hält dicht. Nummer zwei ist zwar

schlecht auf mich zu sprechen, treibt sich aber jetzt irgendwo in Frankreich herum und kommt gleichfalls nicht in Frage. Bleibt also als dritter nur der Kerl mit dem gespaltenen Nagel, der mir fünfzehnhundert für die Sache geboten hat, die doch mindestens Zwölftausend wert ist – freilich habe ich nicht damit gerechnet, daß der mich kennt!«

»Nun gut, wenn Sie schon so behandelt worden sind, dann verzinken Sie doch selbst! Wer ist der Kerl mit dem gespaltenen Nagel?«

Larry grinste.

»Sollen solche Kreaturen verzinken, wenn es ihnen Spaß macht – ich jedenfalls bin mir zu gut dazu. Was ich fragen wollte, Chefinspektor – es hat wohl noch nie einen Polizeibeamten gegeben, der einen Zinker preisgegeben hätte?«

Barrabal nickte kaum merklich.

»Sie glauben also, daß einer der drei Hehler Sie angezeigt hat? Sagen Sie mir die drei Namen, ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich Ihnen den richtigen bestätige, wenn Sie ihn nennen.«

Larry sah ihn spöttisch an.

»Ich kann ja nicht drei verraten, wenn es nur um einen geht. Niemand weiß das besser als Sie! Außerdem sagte ich Ihnen bereits, daß nur der dritte in Frage käme.«

Der Chefinspektor strich über seinen kleinen schwarzen Schnurrbart.

»Ich habe Ihnen eine Chance gegeben. Vielleicht besuche ich Sie morgen noch mal, bevor Sie ins Untersuchungsgefängnis gebracht werden. Sie würden nur gut daran tun, wenn Sie mir im Vertrauen die Namen angeben würden.«



»Ich will erst die Nacht darüber schlafen«, antwortete Larry.

Barrabal ging in sein Büro zurück, schloß den Stahlschrank auf und nahm eine Kassette heraus, die zahlreiche maschinengeschriebene Papierstreifen enthielt. Ganz offensichtlich waren alle mit der gleichen Maschine geschrieben worden. Manchmal standen nur ein paar Zeilen darauf, zuweilen auch lange Berichte. Jeder dieser Zettel war eine anonyme Anzeige. Irgendwo in London gab es einen Mann, der die Hehlerei in ganz großem Maßstab betrieb und in jedem Distrikt der Stadt Agenten haben mußte. Bei jeder schmutzigen Sache hatte er die Hand im Spiel, und diese vielen kleinen Zettel, waren die Rache dafür, daß die Diebe ihre Beute nicht ihm, sondern anderen verkauft hatten.

Er nahm das oberste Papier auf.

»Larry Graeme hat die Juwelen der Mrs. van Rissik geraubt. Als Aushilfsdiener verschaffte er sich bei einem großen Empfang Eintritt in ihr Haus. Die Steine verkaufte er an Moropolos, einen griechischen Juwelier in Brüssel. Nur die eine Diamanten-Sternbroche, die in Graemes Koffer im Shelton Hotel liegt, wollte Moropolos nicht kaufen, weil sie aus rötlichen Diamanten besteht; er fürchtete, daß sie zu leicht erkannt werden könnte.

P. S. Die Sternbroche befindet sich im Geheimfach des Koffers.«

Keine Unterschrift. Das gleiche Papier wie bei allen andern anonymen Anzeigen, die man bisher in Scotland Yard erhalten hatte.

Der Chefinspektor schaute mit halbgeschlossenen Augen auf das Blatt und strich dabei wieder mechanisch über

seinen Schnurrbart.

»Zinker, ich werde dich noch erwischen!« sagte er halblaut zu sich selbst.

### 3

Zwei Jahre und sechs Monate waren vergangen, seit Larry Graeme, erstaunt darüber, nicht mehr als drei Jahre Zuchthaus erhalten zu haben, sich fast dankbar vor dem Richter verneigt hatte.

Die Blätter im Park färbten sich herbstlich.

Zwei Menschen spazierten auf dem gepflegten Weg, der die breite Straße zwischen Marble Arch und Hyde Park Corner säumt. Die Sonne strahlte, doch von Osten blies ein scharfer Wind, und eine Kälte lag in der Luft, die den kommenden Winter ankündigte.

Captain Leslie war etwas über vierzig und von kräftiger Gestalt. Auf den ersten Blick wirkte sein jugendlich frisches Gesicht bedeutend jünger, und erst bei genauerem Hinsehen wurde dieser Eindruck durch das Grau, das sich in sein schwarzes Haar mischte, wieder korrigiert.

»Man muß sehen, wie man durchkommt«, sagte er gerade. »Gute Stellen sind nicht mehr so leicht zu haben wie vor dem Krieg, und außerdem ist es ja wirklich kein schlechter Posten.«

»Trotzdem, es ist nicht das Richtige für Sie, Captain Leslie«, widersprach Beryl Stedman zögernd. »Aber noch etwas anderes kann ich nicht verstehen. Ich möchte Sie natürlich nicht beleidigen, wenn ich es Ihnen sage –.«

»Ich bin nicht so leicht beleidigt. Nur los!«

»Frank erzählt, daß Sie im Geschäft wenig beliebt sind,

und das kann ich nicht verstehen – aber bitte, sagen Sie ihm nicht, daß ich mit Ihnen darüber gesprochen habe.«

»Ja, es stimmt schon, ich bin wenig beliebt – verflucht wenig. In gewisser Beziehung bin ich das genaue Gegenstück zu Ihrem Verlobten, Miss Stedman. Frank Sutton hat es heraus, sich die Verehrung seines Personals zu sichern. Es macht mir immer Spaß, zu sehen, wie ihn seine Leute begrüßen. Man könnte sagen, daß sie vor ihm auf den Knien liegen, wenn er morgens ins Geschäft kommt ...«

»Das ist nicht nett von Ihnen!« rief sie tadelnd.

»Ich habe nicht die Absicht, unliebenswürdig zu sein. Es ist nur amüsant – nein, lehrreich ist ein besserer Ausdruck. Wenn Frank Sutton seine Leute bitten würde, für ihn eine ganze Woche lang die Nächte durchzuarbeiten, glaube ich bestimmt, daß sie es noch als große Gnade ansehen würden! Behalte ich sie aber fünf Minuten über Geschäftsschluß da, gibt es Aufruhr und Revolution!« Er lachte leise. »Nur einer von den Angestellten scheint mich einigermaßen zu mögen – ein gewisser Tillman. Allerdings ist er auch erst seit vierzehn Tagen im Büro, und ich bin auch nicht sicher, ob das Interesse, das er an mir nimmt, so ganz ohne Hintergedanken ist. Sonst ist da nur noch ...« Er schwieg.

»Nun, wer bewundert Sie denn sonst noch?« fragte sie ironisch.

»Ich weiß nicht – Suttons Sekretärin ist ganz nett zu mir. Das heißt, sie kommt mir wenigstens freundlich entgegen. Vielleicht ist sie auch schon so lange in Frank Suttons Diensten, daß ihr seine ewige Güte und Freundlichkeit langweilig geworden sind!«

»Jetzt werden Sie aber wirklich schrecklich!«

»Ich weiß.«

Als John Leslie Beryl Stedman zum erstenmal sah, emp-

fand er das glückliche Gefühl der Erleichterung und Erlösung, endlich gefunden zu haben, wonach er sich schon immer gesehnt hatte. Sie war sehr hübsch. Als Leslie erfuhr, daß sie die Braut seines Chefs war und bald heiraten würde, war seine Bestürzung groß.

Frank Sutton, ein stattlicher Mann in den besten Jahren, besaß eine unbeugsame Energie und stand im Rufe, ein unermüdlicher Arbeiter zu sein. Trotz seiner vielen Erfolge blieb er persönlich immer liebenswürdig. In seinen Büros in Calford Chambers wurde fleißig gearbeitet. Er leitete eine Exportfirma und verschmähte keinen Auftrag, wenn er auch noch so klein war.

Erfolgreiche Leute mit unbeugsamer Energie sind selten bei ihren Angestellten beliebt. Frank Sutton dagegen wurde von seinen Leuten vergöttert. Sein wohlwollendes Lächeln, mit dem er sie bei Erfolgen aufmunterte und bei Mißerfolgen tröstete, gewann ihm alle Herzen. Wenn er durch die Räume ging, übertrug sich etwas von seiner Tatkraft auf das Personal, und wenn er jemandem die Hand gab, war es für den Betreffenden ein zusätzlicher Ansporn.

»Ich wünschte, er wäre nicht ganz so vollkommen.« Beryl Stedman seufzte. »Kennen Sie übrigens einen Mann namens Barrabal, einen höheren Polizeioffizier von Scotland Yard?« fragte sie unvermittelt.

»Nicht persönlich, niemand kennt ihn genau, aber ich habe viel von ihm gehört. Neulich wurde sein Name in der Zeitung erwähnt. Warum fragen Sie?«

»Frank sprach gestern abend von ihm. Er fragte Mr. Friedman, ob er ihn kenne. Frank ist nämlich der Meinung ...« Sie zögerte. Wieder schien sie zu befürchten, einen Vertrauensbruch zu begehen, aber dann sprach sie rasch weiter. »Es sind nämlich ein oder zwei Pakete im Geschäft verschwunden, aber das wissen Sie ja, und Frank beab-

sichtigte, Mr. Barrabal zu benachrichtigen. Oder haben Sie nichts davon erfahren?»

»Ich wußte es bis jetzt noch nicht«, antwortete Leslie nachlässig. »Aber ich glaube kaum, daß Barrabal sich damit beschäftigen würde. Er gehört nicht zu der Sorte von Beamten, die ihre Zeit damit vergeuden, kleine Diebstähle aufzudecken. – Sehen Sie, dort kommt jemand, der nicht gut auf mich zu sprechen ist.«

Zwei Herren, beide ziemlich groß, kamen ihnen entgegen. Lew Friedman wirkte durch seine gebeugte Haltung etwas kleiner. Er war ein Mann mit harten Gesichtszügen, einer Adlernase, großem, geradem Mund und ausgeprägtem Kinn. Man sah ihm an, daß er sich im Leben schwer herumgeschlagen hatte. Sein Begleiter war jung, hübsch, blond und blauäugig. Beim Anblick von Beryl und John Leslie lächelte er, wobei seine tadellos weißen Zähne sichtbar wurden. Mr. Friedman dagegen zeigte sich weniger liebenswürdig. Er zog die Stirne kraus und schaute auf die junge Dame.

»Ich dachte, du wärst bei Mrs. Morden zu Tisch geladen, Beryl?« erkundigte er sich schroff.

»Ich traf Captain Leslie in der Oxford Street.«

»Natürlich zufällig? Na gut.« Er wandte sich John Leslie zu. »Sie haben anscheinend nicht übermäßig viel zu tun, Leslie?«

»Nicht besonders viel«, antwortete John kühl.

Frank Sutton hatte die Szene amüsiert verfolgt.

»In meinem Geschäft braucht sich auch niemand totzuarbeiten. Jeder, der einen kleinen Spaziergang machen will, hat Zeit dazu – nicht wahr, Leslie?« Er zwinkerte seiner Braut zu. »Laß dich vom alten Lew bloß nicht einschüchtern, Beryl! Er bildet sich ständig ein, daß jedermann mit dir durchbrennen will!«

Er stieß Lew mit dem Ellbogen an und lachte. Doch Mr. Friedman war durchaus nicht belustigt. Es entstand eine peinliche Pause, bis Sutton Leslie am Arm nahm.

»Sie brauchen mich nicht mehr, Lew, und ich bin sicher, daß auch Leslie hier nicht mehr benötigt wird!«

John versuchte noch einen Blick Beryls zu erhaschen, aber aus irgendeinem Grund hatte sie sich verwirren lassen, und so ging er neben seinem Chef den Weg zurück, den er gekommen war. Sutton zeigte sich gesprächig und äußerst liebenswürdig. Er ließ sich weitschweifig darüber aus, welch engherzige Vorurteile alte Leute im allgemeinen doch hätten.

»Das Merkwürdige dabei ist, daß Lew Friedman Sie ganz gern hat – das heißt, wenn er Sie allein trifft, denn er nimmt an, daß Sie eine Art Don Juan sind. Friedman ist nun mal argwöhnisch, und es ist ganz sinnlos, dagegen anzukämpfen.«

Leslie nahm eine Zigarette aus seinem Etui und drückte sie zurecht. Ein schwaches Lächeln spielte um seinen Mund.

»Und Sie selbst – haben Sie denn nichts dagegen, wenn ich Miss Stedman gelegentlich treffe?«

Seltsamerweise machte er keinerlei Versuch, sich zu entschuldigen oder wenigstens die Harmlosigkeit seiner Zusammenkünfte mit Beryl zu beteuern.

Frank Sutton zuckte die Achseln.

»Großer Gott, nein, ich habe nichts dagegen! Ich sehe die Sache so – in den letzten zehn Jahren haben Sie infolge unglücklicher Umstände keine Gelegenheit gehabt, hübsche Frauen zu sehen, und ich glaube, daß Ihnen der Anblick eines schönen Mädchens ganz guttut. Sie haben doch nichts dagegen, wenn ich so offen mit Ihnen spreche? Sie sind für mich eben ein Experiment – ich mache

stets Experimente. Die meisten sind ungünstig für mich ausgegangen. Ich möchte Sie – ich will nicht sagen, bessern, das klingt zu pedantisch, vielleicht heilen. Aber halbe Maßnahmen liegen mir nicht, ich muß eine Sache ganz durchführen.« Er sprach eifrig, ganz natürlich, in seinem Ton lag keine Spur von Bevormundung. »Beryl ist schön. Es ist ganz klar, daß auch andere das so empfinden müssen. Doch ich bin kein Pascha, der glaubt, daß Frauen in Gegenwart anderer Männer sich nur verschleiert zeigen dürfen. Meiner Meinung nach kann ein Mädchen nicht genug Männer kennenlernen. Das habe ich auch dem alten Lew gesagt, aber er ist eben ein altmodischer Mensch ...«

Er äußerte sich weiter in dieser Weise, bis sie zur Oxford Street kamen. Dort wartete sein Wagen. Auch auf der Fahrt zum Büro verbreitete er sich noch über dieses Thema.

Die Büroräume der Firma Frank Sutton & Co. nahmen drei Stockwerke in einem Eckhaus in der Nähe des Middlesex-Hospitals ein. Es war eine Geschäftsstraße, die mit der Oxford Street parallel lief. Mr. Sutton hatte vor sechs Jahren ganz klein angefangen und besaß nun ein gutgehendes Exportgeschäft und Niederlassungen in aller Welt. Ein großer Warenspeicher in der Nähe der East India Docks gehörte ihm. Im Gegensatz zu den meisten Exporteuren, die sich auf ein Spezialgebiet beschränkten, befaßte sich Frank Sutton mit den verschiedenartigsten Waren und Geschäften.

Er sprach gerade über die rapide Ausdehnung seiner Firma, als sie den Korridor entlanggingen, an dem ihre Büros lagen.

»Sie haben hier bei mir eine große Chance, Leslie, wenn Sie die Sache nur mit der nötigen Energie und Umsicht anpacken ...« Plötzlich änderte er seinen Ton und sah ihn scharf an. »Aber Sie müssen mir gegenüber offen sein!«

»Ich verstehe Sie nicht ganz«, erwiderte John Leslie und sah ihm direkt in die Augen.

»Und ich verstehe Sie nicht! Ich möchte gern mehr von Ihnen wissen, als ich jetzt weiß. Wo bringen Sie Ihre Nächte zu? Was treiben Sie außerhalb meines Geschäftes? Ich habe ein großes Risiko auf mich genommen, als ich Sie engagierte. Lew Friedman weiß das noch gar nicht. Sie verstecken irgend etwas vor mir, und ich möchte wissen, was.«

Leslie antwortete nicht gleich, sah eine Weile zu Boden und lachte dann.

»Ich dachte, Sie wüßten genug von mir. Aber da Sie so furchtbar neugierig sind, muß ich Ihnen ja wohl meine Liebhabereien beichten. Ich kaufe nämlich Dinge sehr billig ein und verkaufe sie teuer. Und wenn ich gerade Zeit habe, benütze ich sie dazu, andere Leute zu verzinken.«

Frank Sutton sah seinen Begleiter verblüfft an.

»Sie kaufen Dinge billig ein und verkaufen sie teuer?« wiederholte er langsam. »Und Sie benützen Ihre freie Zeit dazu, andere zu verzinken? Ich verstehe Sie nicht.«

»Das glaube ich. Sie hatten eben nicht meine Erziehung!«

Sutton wechselte ebenso schnell, wie er ernst geworden war, die Unterhaltung wieder ins vergnügt Unverbindliche.

»Sie sind mir ein Rätsel. Ich habe noch nie einen Menschen wie Sie getroffen. Ich will nicht einmal fragen, was das heißen soll, daß Sie andere verzinken – es klingt so, als ob es etwas sehr Niederträchtiges wäre.«

»Ich bin niederträchtig«, erklärte Leslie, »und zwar in einem Ausmaß, daß ich Mr. Lew Friedman vollkommen recht geben muß. Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, Mr. Sut-



ton, und Sie wären an meiner, würde ich Ihnen verbieten, mit Miss Beryl Stedman zusammenzukommen. Wenn ich Frank Sutton wäre, würde ich wahrscheinlich John Leslie sein Gehalt auszahlen und ihm die Tür weisen. Sie handelten nicht sehr klug – verzeihen Sie die Offenheit –, als Sie mich engagierten. Sie sind aber auch in Ihrer Art ganz einzigartig!«

Frank lachte, als ob er sich dessen vollkommen bewußt wäre.

»Möglicherweise war es nicht sehr klug von mir«, meinte er und fragte unvermittelt: »Was macht eigentlich dieser Tillman bei uns?«

Leslie blieb einige Schritte vor seiner Bürotür stehen. Frank Sutton strich sich über das Kinn.

»Ich weiß nicht – er ist ebenso merkwürdig und sonderbar wie Sie. Ich war eigentlich etwas mißtrauisch, aber an seinen Zeugnissen und Empfehlungen gab es nichts auszusetzen. Es wäre mir sehr lieb, wenn Sie mir Ihre Meinung über ihn sagten.«

»Wenn Sie ihn in irgendeinem Verdacht haben, wäre es doch das beste, ihn wieder zu entlassen.«

»Gutmütigkeit war immer meine Schwäche. Der arme Kerl suchte eine Stelle, und so engagierte ich ihn. Ich möchte ihn jetzt nicht gern auf die Straße setzen, nur weil mir sein Gesicht nicht sympathisch ist.«

Vom Gangende her rief jemand Sutton etwas zu, und mit einer kurzen Handbewegung eilte er weg.

Leslie öffnete leise seine Bürotür.

Das Auffallendste in dem Büro war ein großer, in die Wand eingelassener Geldschrank. Außer seinem eigenen umfangreichen stand noch ein kleinerer Schreibtisch darin, denn der Geschäftsführer teilte den Raum mit der Privat-

sekretärin Frank Suttons.

Als Leslie eintrat, war sie nicht zugegen – aber jemand anders war da. Ein Mann neigte sich über den großen Schreibtisch und durchsuchte anscheinend die Papiere. Leslie beobachtete ihn einen Moment.

»Haben Sie etwas verloren, Tillman?«

Der Angesprochene fuhr schnell herum. Auf seinem hageren, gebräunten Gesicht zeigte sich Bestürzung.

»Ja, ich habe eine Rechnung verlegt.«

»Wie lange sind Sie eigentlich schon in der Firma?«

Tillman sah mit hochgezogenen Brauen zur Decke, als ob er überlegen müßte. Er war etwa in Leslies Alter und hatte eisengraues Haar.

»Einen Monat«, sagte er.

»Und in dieser Zeit habe ich Sie nun schon zweimal dabei überrascht, daß Sie meine Papiere durchsuchen. Ich glaube nicht, daß wir noch lange zusammenarbeiten werden.«

Um Tillmans Lippen zuckte ein Lächeln.

»Das würde mir leid tun, denn ich hoffte, daß wir uns besser kennenlernen könnten.«

Leslie ging schnell die Papiere durch, die auf dem Tisch lagen, aber er fand nichts von Bedeutung darunter. Die Schubladen, in denen er wichtige Dokumente aufhob, waren fest verschlossen. Er hielt es für besser, das Thema zu wechseln.

»War jemand hier?«

Tillman sah ihn nicht an. Das war auch eine seiner Eigentümlichkeiten, wie geistesabwesend auf einen Punkt zu starren.

»Ja, ein Mr. Graeme war hier – Mr. Larry Graeme.«

Tillman sah Leslie vorsichtig von der Seite an und bemerkte, wie sein Gesicht sich verfinsterte.

»Graeme? Was wollte denn der?«

»Ich vermute, daß er Sie sprechen wollte. Es schien etwas sehr Dringendes zu sein. Er sagte, daß er um sechs Uhr wiederkommen wolle. Er benahm sich nicht besonders zurückhaltend, und allen Anzeichen nach schloß ich, daß er eben aus dem Gefängnis entlassen wurde. Kennen Sie ihn?«

»Oberflächlich.« Plötzlich fuhr Leslie auf: »Was, zum Teufel, bilden Sie sich ein, mich hier auszufragen?« Mit einer Kopfbewegung wies er zur Tür. »Und wenn ich Sie nochmals dabei erwische, daß Sie hier herumspionieren, lasse ich Sie augenblicklich an die Luft setzen! Haben Sie mich verstanden?«

Tillmans Gesicht verzog sich zu einem Grinsen.

»Das würde eine sensationelle Erfahrung für mich bedeuten«, erwiderte er und war im nächsten Augenblick schon draußen.

Als er allein war, wurde sich Leslie der merkwürdigen Situation bewußt und lachte leise vor sich hin.

Suttons Sekretärin war an diesem Nachmittag nicht im Dienst, und er hatte das Büro für sich allein. Obgleich genug Arbeit auf ihn wartete, setzte er sich doch nicht an den Schreibtisch. Alle paar Minuten ging er zum Fenster und beobachtete die Straße. Als es zu dunkeln anfang und die ersten Straßenlaternen angezündet wurden, entdeckte er den Mann, den er erwartete. Er konnte ihn deutlich sehen. Larry Graeme stand unter einer Laterne, Zigarre im Mund, die Hände in den Taschen. Immer wieder kehrte Leslie zum Fenster zurück, aber Graeme verließ seinen Posten nicht.

Larry Graeme war ein Dieb, der seine Geschäfte allein, ohne die Mithilfe anderer betrieb. Als er an einem rauhen Februarmorgen aus Dartmoor entlassen wurde, ging er sofort zu seiner Wohnung in Southwark, die er in bester Ordnung vorfand. Sie befand sich in einem Häuserblock, einige hundert Meter von der Dover Street entfernt, in dem teils illustre und wohlhabende Leute wohnten. Auch der große Barrabal wußte nichts von diesem Schlupfwinkel, sonst hätte er sicher vermutet, daß in dieser Wohnung versteckt ein respektables Reservekapital den Heimkehrer erwartete.

Die Hausmeisterin begrüßte ihn gleichgültig; sie war an Mr. Graemes häufige Abwesenheit schon gewöhnt. Da er sein Geld gut anzulegen verstand und eine Hypothek auf dem Haus besaß, konnte ihm die Wohnung nicht gekündigt werden.

Auch diesmal fand er alles so, wie er es verlassen hatte: Nicht einmal eine Zigarre war aus der Zedernholzkiste auf dem Kaminsims verschwunden.

Fürs erste interessierte er sich weniger für das in einer Kassette aufbewahrte Geld als für seine Browningpistole und die Schachtel Patronen, denn er war mit einem Plan aus dem Gefängnis zurückgekommen. Der Aufenthalt hatte ihm diesmal sehr zugesetzt. Er war zu alt für das Gefängnis geworden. Die Wärter waren wenig lebenswürdig, zweimal hatten sie ihn abgefaßt, als er sich Tabak verschaffen wollte. Man beschäftigte ihn im Waschhaus des Gefängnisses, und obgleich er ein ruhiger und eher philosophischer Mensch war, wurde sein Haß durch den Klatsch, den er dort hörte, immer wieder aufs neue angestachelt.

Im Waschhaus begegnete er einem Mann, der genau wie er auf Grund einer anonymen Anzeige des ›Großen Unbekannten‹ zu zehn Jahren verurteilt worden war. Aber niemand außer Larry wußte von dem gespaltenen Nagel. Dieses Geheimnis behielt er auch für sich. Es tat ihm jetzt leid, daß er Barrabal davon erzählt hatte.

Er kam nach London zurück, grübelte, überlegte, dachte an den Zinker und an die Browningpistole.

Einen Anhaltspunkt hatte er – den gespaltenen Nagel am dritten Finger. Dazu kam noch etwas anderes. Der Zinker kaufte in großem Stil gestohlene Autos und ließ seine Geschäfte durch Zwischenhändler in Soho abwickeln. Larry streifte durch Soho und beobachtete. Durch Zufall traf er in der Regent Street die junge Dame, die ›den Mann mit dem gespaltenen Fingernagel‹ manikürte. Sie kannte auch die doppelte weiße Narbe auf dem ersten Gelenk.

»Ich kenne seinen Namen nicht«, sagte sie, »aber ich sah ihn öfters in ein Geschäftshaus in der Mortimer Street gehen. Ich wohne in der Nähe der Tottenham Court Road und komme immer dort vorbei. Es wäre schön, wenn Sie durch mich Ihren Bruder wiederfinden würden!«

»Da haben Sie recht«, antwortete Larry. Die Geschichte vom lang vermißten Bruder war der Vorwand gewesen, unter dem er seine Erkundigungen eingezogen hatte. Die junge Dame besaß eine gute Beobachtungsgabe. Obwohl Larry den Zinker nie richtig gesehen hatte, konnte er ihn sich nach ihrer Beschreibung ziemlich genau vorstellen.

Er durchsuchte die Mortimer Street und beobachtete die Leute, die die Firma Frank Suttons betraten oder verließen. In den letzten Tagen hatte er sich mit zwei Angestellten etwas angefreundet.

Der letzte Zweifel war gewichen, als er an diesem Abend im dichten Nebel stand, die Pistole in der einen

Tasche, in der andern Eisenbahn- und Schiffsfahrkarten, mit denen er in ein Hotel im Schwarzwald gelangen wollte, wo er gewöhnlich einen Erholungsurlaub einschaltete, wenn ihm der Boden Englands zu heiß wurde.

Die Angestellten verließen die Firma, Männer und Frauen strömten aus dem Portal und verschwanden in der Dämmerung.

Kurz vor sechs Uhr kam Sutton noch schnell in Leslies Büro. Während er seine Handschuhe anzog, erteilte er seinem Geschäftsführer eine Reihe von Aufträgen.

Leslie wartete, bis seine Schritte im Gang verklungen und schaute noch einmal zum Fenster hinaus. Aber er konnte den Beobachter unten in dem immer dichter werdenden Nebel nicht mehr sehen.

Er ging zum Schreibtisch, schloß eine Schublade auf, nahm einen kleinen Revolver heraus und ließ ihn in die Tasche gleiten. Dann zog er seinen Mantel an, ging leise hinaus und schloß geräuschlos die Tür.

Am andern Ende des Ganges lag ein Zimmer, das leer zu sein schien, denn man konnte durch die Milchglasscheiben der Tür kein Licht sehen. Trotzdem war jemand drinnen – Mr. Tillman stand auf einem Stuhl und beobachtete durch die schmale Oberlichtscheibe, wie sein unmittelbarer Vorgesetzter fortging. Dann eilte er hinter ihm her in den dichten Nebel hinaus.

Larry Graeme hatte seinen Posten auf der gegenüberliegenden Straßenseite verlassen und stand gegen die Hausmauer gelehnt, als eine Gestalt aus dem nicht mehr erleuchteten Portal trat. Als der Mann an ihm vorüber war, warf Larry seine Zigarre fort und folgte ihm.

»Sie – heda!« rief er und klopfte dem andern auf die Schulter.

Der Mann drehte sich um und sah ihn forschend an.

»Ach so, Sie sind es, Graeme? Ich sah Sie ...«

»So, Sie haben mich gesehen?« Larrys Stimme klang wie in Watte gepackt, aber sie zitterte vor Wut. »Nun hören Sie, was ich Ihnen zu sagen habe, und passen Sie gut auf! Jetzt habe ich Sie endlich, Sie Zinker, Sie! Ich werde Sie dahin bringen, wo ...«

Er sah noch den roten Feuerstrahl, spürte für den Bruchteil einer Sekunde einen stechenden Schmerz und fiel zu Boden.

Zehn Minuten später wurde er von einem Polizisten gefunden.

## 5

Mr. Josua Harras betrat das Büro des ›Postkuriers‹ und setzte sich mit einem müden Seufzer an den Schreibtisch des Redakteurs. Er war sechzig Jahre alt und kahlköpfig. Er sah sanft und erfahren aus, und seine Gesichtszüge strahlten eine außerordentliche Milde aus. Sommer und Winter trug er den gleichen Strohhut. Auf bemerkenswerte Art brachte er es zustande, ständig die Knöpfe seines braunen Regenmantels zu verwechseln. Man konnte ihn für einen ruhigen, altgedienten Hausmeister halten, der sich zur Ruhe gesetzt hatte. Aber es gab in ganz London keinen Reporter, der über Verbrechen jeder Art besser Bescheid wußte als er.

Seinen Regenschirm hing er an den Rand des Schreibtischs, worüber sich Mr. Field nicht wenig ärgerte, und klaubte umständlich in seinen Taschen herum, bis er eine zerdrückte Zigarette fand, die er anzündete.

»Wieder ein Mord –«, sagte er nüchtern.

Der grauhaarige Mr. Field sah ihn vorwurfsvoll an und zog seine buschigen Augenbrauen hoch.

»Hätten Sie lieber eine Hochzeit gehabt?«

Aber Josua war über sarkastische Bemerkungen erhaben.

»Es wurde zweimal aus nächster Nähe auf ihn geschossen. Wahrscheinlich war die Waffe mit einem Schalldämpfer versehen. Er hieß Larry Graeme und wurde am Montag voriger Woche aus dem Gefängnis in Dartmoor entlassen.«

Er zündete sich die Zigarette zum zweitenmal an. Das Interesse des Redakteurs war erwacht.

»Graeme?« fragte er. »Ich besinne mich auf den Mann. Er hat doch die van-Rissik-Diamanten gestohlen?«

»Barrabal ist der Ansicht, daß Graeme damals verzinkt wurde.«

»Verzinkt?« Field schaute Harras mißtrauisch an. »Sie haben Barrabal gesehen? Das ist eine Geschichte für sich!«

»Ich habe Barrabal nicht gesehen, ich habe mit ihm telefoniert. Er hat mir ein oder zwei Winke gegeben, die sehr brauchbar sein können.«

»Moment mal! Sie sagen, er ist verzinkt worden – aber von wem? Etwa von dem mysteriösen Kerl, der unter dem Namen ›Der Zinker‹ bekannt geworden ist?«

»Ja – nur, auf den Namen ›Zinker‹ habe ich ihn getauft«, verbesserte Josua höflich. »Er ist noch nicht allgemein unter diesem Titel bekannt.«

Er sah den Redakteur gedankenvoll an und spitzte die Lippen, als ob er pfeifen wollte. Auch Mr. Field betrachtete versonnen seinen Kriminalreporter, dessen Äußeres so wenig seinem Beruf entsprach. Etwas kindlich Unbeholfenes haftete Josua Harras an. Wenn man ihn unentschlossen



vor einer Straßenkreuzung stehen sah, war man versucht, ihn freundlich an der Hand zu nehmen und durch den brandenden Verkehr auf die andere Seite zu bringen. – Er war ein liebenswerter alter Mann, den jedes Durchschnittskind als Onkel gewählt haben würde, wenn es unter einer Anzahl von Leuten hätte aussuchen dürfen.

»Barrabal ist ein sonderbarer Mann«, fuhr Josua in vorwurfsvollem Ton fort, als ob er dies dem Chefinspektor besonders übelnehmen würde. »Er ist so geheimnisvoll, und das verstößt gegen alle Spielregeln von Scotland Yard. Gewöhnlich erzählen sie einem alles, was sie wissen, allerdings ist es meistens ohnehin nicht der Rede wert. Aber dies nur nebenbei. Ich fühle, daß ich mit meinen Jahren allmählich findiger werde. Wie einer meiner Freunde mir gegenüber bemerkte ...«

»Bleiben wir bei den Verbrechern«, unterbrach Field unruhig. »Was hat Barrabal Ihnen denn gesagt, und was finden Sie so Besonderes an ihm?«

Josua suchte in seinen vielen Westentaschen herum – er hatte mindestens sechs – und fand schließlich ein Stück Papier, auf das er einen Namen und eine Adresse gekritzelt hatte.

»Mr. Barrabal gab mir den Rat, ich möchte diesen Mann aufsuchen und ihn interviewen. Er hat mir auch einige interessante Dinge über ihn mitgeteilt.«

Mr. Field setzte seinen Klemmer auf und las:

»Captain John Leslie ... Wer ist denn das?«

»Das ist eben das Geheimnis, das ich dringend lösen möchte.« Josua nahm den Zettel zurück, faltete ihn und steckte ihn wieder in die Tasche, aus der er ihn geholt hatte. Und dann zündete er seine Zigarette zum drittenmal an. »Es ist eine ganz große Sache im Gang, und ich ärgere mich, daß sie das ›Journal‹ vor uns haben wird: Ich habe

so eine Ahnung, daß sie ihren tüchtigsten Mann bereits vor drei Wochen auf die Fährte setzten – entsinnen Sie sich, Mr. Field, daß ich Ihnen damals schon sagte ...«

Mr. Field wollte jedoch nicht an einen Fehler erinnert werden.

»Aber es gibt doch keinen Reporter im ganzen Zeitungs-viertel, dem Sie nicht ruhig einen Vorsprung von drei Wochen zugestehen könnten, Josua!« widersprach er liebens-würdig.

Harras strahlte sichtlich.

Der Mord selbst bot, abgesehen von seinen merkwürdi-gen Nebenumständen, wenig Interessantes für einen Kri-minalreporter. Larry Graeme war ein international bekann-ter Dieb, er wurde im Nebel erschossen, und es war ganz natürlich, daß die Zeitungen die Vermutung aussprachen, daß irgendeine Zwistigkeit unter Verbrechern zu seinem Tod geführt habe. Die Tat war in der Gegend zwischen Tottenham Court Road und Charlotte Street verübt wor-den. Dort wohnten viele Fremde, die der Polizei verdäch-tig waren, manche hausten in Dachstuben, doch es gab auch unzählige kleine Klubs, bekannte und geheime, die als Schlupfwinkel dienten.

Einer der beiden Angestellten, mit denen sich Graeme angefreundet hatte, meldete sich bei der Polizei. Wahr-scheinlich kamen sie gar nicht auf die Idee, daß der freundliche Fremde, der sie so großzügig eingeladen und bewirtet hatte, das Opfer des Mordes sein könnte.

In solchen Fällen gerät die Polizei leicht in eine Sack-gasse. Zeugen gab es keine. Der Mörder war unbehelligt im Nebel entkommen.

»Es muß ganz in der Nähe der Firma gewesen sein, Frank!« Beryl sah von ihrer Zeitung auf. Sie saßen zusammen in der Bibliothek.

»Direkt an der Ecke. Es muß passiert sein, kurz nachdem ich das Haus verließ. Der Pförtner sagt, daß er den Schuß einige Sekunden nach Leslie's Weggang hörte.«

Lew Friedman, der in einem tiefen Fauteuil am Fenster saß, hob den Kopf.

»Als Leslie gegangen war?« fragte er rasch.

»Der Pförtner ist nicht ganz sicher, ob es Leslie oder der neue Angestellte Tillman war. Sie gingen einige Sekunden nacheinander fort. Ich selbst kann kaum einen Häuserblock weit gewesen sein, als der Schuß fiel – ich traf nämlich einen Herrn auf der Straße und sprach mit ihm. Trotzdem habe ich nichts gehört.«

Lew hob die Brauen.

»Larry Graeme, wie? Der Name kommt mir bekannt vor. Aber vermutlich nehmen diese Leute jede Woche einen andern Namen an. Armer Kerl! Vielleicht hat er sich mit seiner Bande überworfen, und sie haben ihn auf die Seite geschafft.«

Die große Bibliothek von »Hillford« – so hieß Friedmans schönes Haus in der Nähe von Wimbledon Common – war ein gemütlicher Raum, in den nur gedämpft das Tageslicht einfiel und sich schimmernd auf die kostbar getäfelten Wände legte. Lew besaß im Gegensatz zu den meisten Menschen, die sich emporgearbeitet haben, einen sicheren Geschmack. Er hatte sich in »Hillford« ein stilvolles Heim eingerichtet und es nicht zu einem Museum mit teuren alten Möbeln und unnützem Kram werden lassen.

Beryl faltete die Zeitung zusammen und lehnte sich im Sessel zurück.

»Es muß ein schreckliches Leben sein –«, seufzte sie, worauf Lew sie fragend ansah. »Ich meine das Leben, das Einbrecher, Diebe und solche Leute führen. Die vielen Gefahren, denen sie sich aussetzen ...«

»Raub und Diebstahl sind noch verhältnismäßig saubere Dinge«, erklärte Lew fast schroff. »Ich will damit nur sagen, daß sie noch einigermaßen anständig sind, im Verhältnis zu anderen Verbrechen. Neulich habe ich von einem Heiratsschwindler gehört – soll ein gebildeter Mann gewesen sein, der so ziemlich auf der ganzen Welt seinem Geschäft nachging. Ein Bekannter aus Pretoria erzählte mir von ihm, er hatte ihn dort im Zentralgefängnis gesehen. Dieser Mensch ging nach einem bestimmten Schema vor – er suchte mit reichen jungen Damen in den Kolonien bekannt zu werden, gab sich als Sohn einer alten englischen Adelsfamilie aus, hielt um die Hand des betreffenden Mädchens an, suchte alles Geld an sich zu ziehen, das er irgendwie bekommen konnte, und verschwand dann am Hochzeitstag mit der Mitgift. Er soll ein faszinierender, hübscher Mann gewesen sein und sich fast immer mit jungen Damen befaßt haben, die schon verlobt waren.«

»Das klingt ja ganz nach unserem Freund John!« platzte Frank lachend dazwischen. Als er das Entsetzen in Beryls Augen sah, entschuldigte er sich: »Ich habe es ja nicht so gemeint – obgleich du zugeben muß, daß Leslie ein faszinierender Mann ist!«

»Willst du damit sagen, daß er mich fasziniert hat?«

»Euch beide«, bemerkte Lew Friedman vorwurfsvoll.

»Es wird Zeit, daß ich gehe.«

Frank sah nach der Uhr auf dem Kamin und erhob sich.

Lew begleitete ihn zur Haustür und wartete, bis das Auto

vorfuhr.

»An Ihrer Stelle würde ich derartige Späße unterlassen, Frank! Beryl ist empfindlich gegen diese Art von Humor.«

Frank protestierte.

»Ich schwöre Ihnen ...«

»Natürlich haben Sie es nicht so gemeint.« Lew klopfte ihm auf die Schulter. »Ich verstehe mit Frauen besser umzugehen als Sie, mein Junge. Ein Liebhaber sollte eine junge Dame nie in die Lage bringen, einen andern Mann verteidigen zu müssen.«

Friedman wartete, bis der Wagen abgefahren war, dann ging er in die Bibliothek zurück. Beryl stand, die Hände auf dem Rücken, vor dem Kamin und schaute in die Flammen.

»Nimm es nicht tragisch, Liebling«, sagte er und stopfte seine kurze Pfeife, die er gewöhnlich gegen Abend rauchte. »Frank ist manchmal etwas ungezwungen, aber er ist vornehm und – ein ehrenhafter Mann.«

Sie drehte sich um.

»Was willst du damit sagen? Wer ist nicht ehrenhaft?«

Er wartete eine Weile, bis er antwortete.

»John Leslie zum Beispiel ist nicht ehrenhaft. Ich glaube, es ist besser, wenn du jetzt erfährst, daß Leslie dreimal wegen Hehlerei im Gefängnis saß.«

Sie wurde bleich und starrte ihn ungläubig an.

»John Leslie – ein Sträfling?«

»Setz dich! Wie lange kennen wir einander nun schon, Liebling?«

»Warum fragst du das? Du weißt doch, daß ich mich an keinen andern Vater erinnern kann.«

Lew Friedman begann im Zimmer auf und ab zu gehen.

»Aber weißt du eigentlich, wie du in meine Obhut kamst?«

»Ja –. Du warst der Kompagnon meines Vaters, und du hast mich zu dir genommen, als er starb.«

»Ja, das stimmt. Dein Vater und ich waren Kompagnons, wir arbeiteten zusammen – das heißt, wir beraubten die gleiche Bank ...«

»Du – Onkel Lew?«

»Das ist häßlich, nicht wahr? Aber es ist die reine Wahrheit. Du hättest es früher oder später doch erfahren müssen. Ich möchte nicht, daß du alles eines Tages allein und unvorbereitet herausfindest. Darum habe ich mich entschlossen, es dir zu sagen. Bill Stedman und ich waren Bankräuber in Südafrika. Deine Mutter starb aus Kummer, als sie dahinterkam. Die Ärzte gaben der Krankheit einen anderen Namen, aber richtig ist, daß sie den Willen verlor, noch weiterzuleben. Sie starb fünf Jahre nach Billy, der erschossen wurde, als wir in die Standard Bank in Port Elizabeth einbrachen. Ich wurde zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt, die ich in Breakwater absaß. Als ich herauskam, war deine Mutter gerade eine Woche tot. Sie hatte mir einen Brief geschrieben, in dem sie mich bat, mich deiner anzunehmen. Du warst damals viereinhalb Jahre alt.«

Beryl war fassungslos vor Schrecken. Sie sah sich unsicher in dem kostbar eingerichteten Raum um.

Lew, als er ihre Gedanken erriet, beruhigte sie.

»Jeder Penny, den ich jetzt besitze, ist ehrlich erworben, Beryl! Ich habe in Johannesburg Spitzen gekloppt und durch Rennwetten ein wenig Geld gemacht. Dafür kaufte ich mir Prenner Diamantaktien – zuerst nur fünfhundert, als sie auf dreißig Shilling standen. Als sie dann stiegen, kaufte ich mit Bankkredit neue hinzu, und als ich schließlich verkaufte, kam ich mit zweihunderttausend Pfund

heraus.«

»Warum – warum erzählst du mir das gerade jetzt? Und was hat es mit – mit John Leslie zu tun?«

»Hättest du je gedacht, daß ich ein Bankräuber war – und dein Vater auch?«

»Ach, Onkel Lew, ich kann es nicht glauben ...«

»Es ist unglaublich, ich weiß. Aber auch John Leslie ist ein alter Verbrecher. Frank nahm ihn in sein Geschäft, um ihm einen Wiederbeginn zu ermöglichen. Leslie wurde durch einen Gefängnisdirektor empfohlen, den Frank kennenlernte.«

»Er muß unschuldig gewesen sein, es ist nicht anders möglich.«

Lew schüttelte den Kopf.

»Ein Mann kann einmal unschuldig verurteilt werden, aber nicht dreimal. Leslie ist kein schlechter Mensch, ich mag ihn sogar ganz gut. Trotzdem, Beryl, möchte ich nicht, daß du dich seinetwegen romantischen Ideen hingibst. Frank ist ein sehr guter Charakter, wie er nur einmal unter Tausenden vorkommt. Ich gebe gern zu, daß er nicht so faszinierend ist wie John Leslie. Aber alle verehren ihn, und ich bin froh, daß wir ihn damals auf dieser Schiffsreise nach Madeira getroffen haben.«

Sie antwortete nichts darauf.

»Es ist eine große Beruhigung für mich, daß du einen so guten Mann heiratest. Die Vorstellung, daß du irgendeinem Herumtreiber in die Hände fällst, ist mir unerträglich. Ich habe für dich gelebt, liebe Beryl, habe nicht einmal geheiratet – na ja, ich habe auch mehr die Veranlagung zum Junggesellen.«

»Es ist schrecklich, wenn ein Mann wie er ...«

Sie brach ab, als er höhnisch auflachte.

»Das ist wieder mal richtige Frauenlogik! Du denkst überhaupt nicht an deinen Vater, und schon gar nicht an den armen Lew, der die fünf Jahre in Breakwater hat absitzen müssen. Deine Gedanken sind nur bei diesem Leichtfuß!«

Sie errötete, als ihr klar wurde, wie recht er im Grunde hatte.

»Es tut mir leid, es ist nicht in Ordnung. Weiß es Frank?«

»Du meinst von deinem Vater und mir? Nein, und er braucht es auch nicht zu wissen. Aber er weiß natürlich, wie es um Leslie steht.«

»Natürlich!« wiederholte sie mechanisch. »Wann – wie sind sie eigentlich zusammengekommen?«

»Frank schickte ihm einen Brief, als er noch im Gefängnis war, in Wandsworth, glaube ich – er schrieb Leslie, er hätte gehört, daß er ein tüchtiger Geschäftsmann wäre, und schlug ihm vor, nach seiner Entlassung vorzusprechen. Eines Tages erschien dann Leslie, Frank machte einen Versuch mit ihm und fand, daß er ein guter Organisator war. Und als Franks letzter Geschäftsführer eines Tages dumme Geschichten machte – Frank hat in dieser Beziehung wirklich Pech mit seinen Angestellten –, gab er Leslie den Posten und zeigte sich ihm gegenüber in jeder Beziehung sehr großzügig.«

Sie lächelte müde.

»Bist du denn nicht zufrieden mit mir, daß ich ihn heiratete?«

»Wen? Ach so – Frank! Natürlich, liebes Kind, er ist der Mann, den ich für dich ausgewählt habe. Ich gab ihm die Möglichkeit vorwärtszukommen und das Geld, um die Firma zu gründen. Da ist weiter kein Geheimnis dabei. Ich sagte mir, wenn dieser Mann die Probe besteht, dann will



ich ihm auch eine Frau verschaffen. Und er hat sich aufs beste bewährt, Beryl! In ganz London gibt es kein Unternehmen, das in den letzten sechs Jahren einen derartigen Aufschwung genommen hat. – Nun?« wandte er sich an den Diener, der eingetreten war.

»Draußen wartet ein Herr, der Sie sprechen möchte.«

»Was, um diese Zeit?« Lew runzelte die Stirn. »Wer ist es?« Er nahm den Diener die Karte ab und hielt sie dicht vor die Augen, da er kurzsichtig war. »Mr. Josua Harras vom ›Postkurier‹, – wer, zum Teufel, ist das?«

Lew ging in die Vorhalle hinaus und fand dort den liebenswürdigen Mr. Harras, der mit allen Anzeichen der Bewunderung eine Radierung betrachtete.

»Ein echter Zorn!« rief er begeistert. »Diese Lichteffekte, diese Bewegung – ein großer Meister!«

Sanft sah er Mr. Friedman an, als ob er von ihm eine Bestätigung erwartete.

»O ja«, sagte Lew Friedman geduldig. »Aber Sie sind doch nicht hierhergekommen, um mit mir über Radierungen zu sprechen?«

Mr. Harras machte ein enttäuschtes Gesicht.

»Nein. Allerdings, deswegen bin ich nicht gekommen, aber als ich diese Zeichnung sah, habe ich den Grund meines Besuches für einen Augenblick tatsächlich vergessen. Ich bin gekommen, um Sie zu fragen, ob Sie einen Herrn namens ...« Er strich sich übers Kinn, kramte in seinen Westentaschen und zog einen zerknitterten Zettel heraus. »Ob Sie John Leslie kennen?«

Es war einer seiner Tricks, die Blicke achtlos von einem Gegenstand zum andern schweifen zu lassen, um dann plötzlich sein Gegenüber zu fixieren. Auch jetzt faßte er, nachdem er die Frage gestellt hatte, Mr. Friedman fest ins

Auge.

»Ich kenne ihn – ich habe ihn sozusagen mal getroffen«, stotterte Lew irritiert. »Aber, warum wollen Sie das wissen?«

»Können Sie mir etwas über ihn erzählen?« fragte Josua mit seiner milden Stimme und ließ den Kopf so bescheiden hängen, daß man seine Bitte nicht einfach abschlagen konnte.

»Ich weiß sehr wenig von ihm, aber Mr. Sutton wird Sie zweifellos mit ihm bekannt machen, er kann Ihnen auch mehr über ihn erzählen. Mr. John Leslie ist sein Geschäftsführer.«

»Ich weiß –«, murmelte Josua, »ich habe lange herumfragen müssen, bis ich es herausbrachte. Aber was die Vergangenheit dieses Mr. Leslie betrifft ...«

»Darüber weiß ich nichts«, unterbrach Friedman bedauernd. Er erinnerte sich seiner eigenen Vergangenheit und lehnte sich gegen diese Ausfragerei auf. »Du sollst nichts ausplaudern!« ist das älteste und heiligste Gebot unter Verbrechen, und auch seine jetzige bürgerliche Stellung entband ihn nicht von dieser Verpflichtung.

»Das tut mir sehr leid«, erwiderte Josua. Seine ganze Haltung drückte Entschuldigung aus. »Ich dachte, daß Sie mir wenigstens etwas zu berichten wüßten. Inspektor Barrabal, den ich ja nicht persönlich kenne, mit dem ich aber manchmal telefoniere, meinte, daß Sie mir möglicherweise bei meinen Nachforschungen helfen könnten.«

»Wie – Barrabal? Ach so, das ist der – der Detektiv, über den man in letzter Zeit so viel spricht. Nun, da können Sie Barrabal meine Grüße überbringen und ihm mitteilen, daß ich nichts von Leslie weiß – und, wenn ich etwas wüßte, es ihm nicht verraten würde.«

»Handelt es sich um Mr. Leslie?«

Beryl war in der Tür der Bibliothek erschienen und hatte diese Frage gestellt.

»Dieser Reporter will mich über ihn ausfragen!« Lew schaute Josua prüfend an. »Sie sind eigentlich ziemlich alt für einen Zeitungsmann!«

Harras kümmerte sich nicht um diese verletzende Bemerkung, sondern lächelte die junge Dame sanftmütig an.

»Alt und tüchtig«, äußerte er, mehr zu sich selbst. »Das ist ein großer Vorteil, den die Jahre bringen – Zuwachs an Verstand und Tüchtigkeit!«

»Was wollten Sie über Mr. Leslie wissen?« fragte Beryl.

»Alles!« Josua machte eine auffordernde Handbewegung, die wie eine Einladung dazu wirkte, ihm gegenüber die Siegel aller Geheimnisse aufzubrechen. »Da war diese unglückliche Geschichte in der Mortimer Street. Ein Mann namens Larry Graeme wurde tot aufgefunden. Es ist ganz natürlich, daß wir Auskünfte bei allen Personen einholen möchten, die unsere Nachforschungen nach dem Täter unterstützen können.«

Der schlichte Tonfall seiner Stimme paßte nicht ganz zum dramatischen Inhalt seines Resümees. Josua sprach so, als würde ein Kind die Rede des Antonius an der Leiche Cäsars hersagen.

»Ist Captain Leslie ...« begann Beryl, aber Lew brachte sie durch einen Wink zum Schweigen.

»Wir wissen hier nichts von Leslie«, erklärte er abweisend. »Sie haben Ihre weite Fahrt umsonst gemacht.«

»Nicht ganz umsonst.«

Josua verbeugte sich leicht zu Beryl hin, und mit diesem Kompliment verabschiedete er sich.

Als er die Straße hinunter zum wartenden Taxi ging, machte er sich Vorwürfe. »Nun hast du vierzehn Shilling

für Wagenfahrten ausgegeben, Josua, und wenn du jetzt deine Kostenrechnung einreichst und dir im Büro vorgehalten wird, daß weiter nichts passiert ist, als daß du Mr. Friedmans Fingernägel betrachtet hast, dann sitzt du schön in der Patsche, besonders wenn man bedenkt, daß der Fingernagel, den du gern gesehen hättest, sorgfältig unter einer Kappe verborgen war!«

Josua stieg in den Wagen und gab dem Fahrer Anweisungen.

»Fahren Sie über Barnes und Hammersmith zurück – ich glaube, dann kommt die Fahrt einen halben Shilling billiger.«

## 7

Ogleich Josua Harras und Inspektor Barrabal sich nie persönlich getroffen hatten, standen sie schon einige Zeit brieflich und telefonisch miteinander in Verbindung. Begonnen hatte es, als Josua so tadellos über den Mord in Edmonton berichtete und alle Indizien meisterlich zusammenfügte, so daß Scotland Yard den größten Nutzen daraus ziehen konnte. Mr. Barrabal hatte ihm damals einen sehr liebenswürdigen Brief geschrieben.

Zweimal seither versuchte Josua, den Chefinspektor aufzusuchen, aber jedesmal war er abgewiesen worden. Barrabal war der scheueste Mann, der je ein Polizeirevier verwaltet hatte. Er blieb nur zwei Jahre im Außendienst, dann wurden seine besonderen Fähigkeiten erkannt. Sie brachten ihm eine Rangerhöhung, und die Verwaltung des Aktendepartements von Scotland Yard wurde ihm übertragen. Von diesem Moment an ließ er sich erst recht nicht mehr blicken.

Eines Abends spät saß er in seinem Büro in New Scotland Yard. Vor ihm lag ein maschinengeschriebenes Aktenstück, das sechs Seiten lang war und in dem ausführlich über die Ermordung Larry Graemes berichtet wurde. Doch das Schriftstück sagte ihm nichts Neues; alles, was darin stand, hatte er selbst schon herausgebracht.

Barrabal brütete, die Stirn in die Hand gestützt, über dem Bericht, als Inspektor Elford eintrat.

»Ich habe die Wohnung Larry Graemes gefunden«, meldete Elford. »Er hatte einige Zimmer am Trinity Square.«

»Haben Sie die Wohnung durchsucht?«

»Ja, aber es war nicht viel da. Er hatte alles weggeschafft und seine Habseligkeiten in zwei große Koffer verpackt – an dem Tag, an dem er ermordet wurde. Die Billetts nach Deutschland hatte er sich von Cooks beschafft, und wie Sie ja wissen, fanden wir die beiden Koffer bei der Gepäckaufbewahrung der Victoria Station.«

Barrabal lehnte sich im Stuhl zurück, streckte die Arme in die Höhe und gähnte.

»Was für ein dummer Mensch – und was für unnütze Sachen er da angestellt hat. Er war der letzte, von dem ich solchen Unfug erwartet hätte.«

»In der letzten Zeit im Gefängnis soll er sehr nervös gewesen sein. Haben Sie den Bericht des Gefängnisdirektors über ihn gelesen? Ich habe schon oft erlebt, daß Leute wie er solche Dinge anstellten. Sie haben doch an dem Abend, als er verhaftet wurde, mit ihm gesprochen und ihn am nächsten Morgen noch einmal verhört? Hat er Ihnen denn an dem Morgen irgendwas anvertraut?«

»Er war ziemlich gesprächig im großen und ganzen, aber von all dem, was er mir erzählte, war nur eine Kleinigkeit von Interesse.«

Barrabal war, wie gewöhnlich, wenig mitteilksam. Elford strich sein Bärtchen und ging zum Fenster, das nach dem Themseufer hinausging.

»Ich habe das übliche gelbe Kuvert gesehen mit den Vermerken ›Privat‹ und ›Vertraulich‹, das heute um acht Uhr auf Ihrem Schreibtisch lag, als ich hineinschaute. War es wieder eine Denunziation vom Zinker?«

»Ja, eine recht umfangreiche«, antwortete Barrabal, »und obendrein eine recht interessante.«

Er holte eine Kassette aus dem Geldschrank und zeigte seinem Assistenten den Brief.

Elford hielt das Papier unter die Tischlampe und las die folgende Botschaft:

›Drei Diamantbroschen, vier Smaragd- und Diamantringe, sieben Ohrringe (Diamanten), die aus dem Raub in Berners Juwelenladen stammen, sollen heute abend verschoben werden. Nachricht, wo sie zu finden sind, folgt morgen.‹

»Auf der gleichen Remington Reiseschreibmaschine geschrieben«, stellte Elford fest, »und ganz offensichtlich auf dem gleichen Papier.«

»Das bedeutet also«, sagte Barrabal, »daß der Zinker ein Angebot gemacht hat, die gestohlene Ware zu kaufen, daß dieses Angebot aber bisher nicht angenommen wurde, und er auch nicht glaubt, daß es angenommen wird. Aber er steht noch in Unterhandlung. Sollte der Schmuck trotzdem in seinen Besitz kommen, werden wir nichts mehr von der Sache hören. Wir haben diese Variante schon einige Male erlebt, nämlich immer dann, wenn ein Dieb, der zuerst ablehnte, nachträglich seine Meinung doch noch änderte.«

Eine Stunde später verließ Barrabal das Büro, er schlug den Mantelkragen hoch und trat auf die Straße hinaus. Am Themseufer sah er unter einem Laternenpfahl einen Mann stehen, der, als sich der Inspektor nach links wandte, um am Ufer entlangzugehen, ein paar Schritte auf ihn zukam. Barrabal senkte den Kopf, bis seine Nase unter dem aufgeschlagenen Kragen verschwand. Es sah so aus, als ob ihn der Fremde ansprechen wollte, aber dann schien er seine Absicht zu ändern und entfernte sich rasch. Trotzdem hatte ihn Barrabal erkannt. Als er sich umdrehte, sah er, wie der Mann quer über die Straße nach der Westminster Bridge zu verschwand. Barrabal kehrte sofort um und rief einen Detektivsergeanten, der gerade aus der Cannon Row Polizeistation herauskam. Sie eilten zusammen über die Straße und sahen den Mann noch in einiger Entfernung.

»Verfolgen Sie ihn – ich möchte wissen, wo er wohnt und was er treibt. Sie können mir telefonisch morgen um 7.30 Uhr in meine Privatwohnung Bericht geben.«

Die Aufgabe war verhältnismäßig einfach. Am Südufer der Themse stieg der Fremde in eine Straßenbahn. Der Detektiv, sicher, daß man ihn nicht erkannt hatte, folgte ihm. Bei der Straßenkreuzung Elephant Road und Castle Street hielt der Wagen an, und da der Sergeant seinen Schützling noch ruhig in einer Ecke nahe bei der Tür sitzen sah, vertiefte er sich wieder in die Lektüre seiner Abendzeitung. Als der Wagen anfuhr, schaute er auf, doch zu seinem Erstaunen war der Mann verschwunden. Im nächsten Augenblick sprang er ab und spähte wild nach allen Richtungen, ohne allerdings die geringste Spur des Gesuchten entdecken zu können. Während er laut fluchend am Randstein stand, unschlüssig, was er unternehmen sollte, zupfte ihn jemand am Ärmel. Er fuhr herum.

»Hallo, Harras!« rief er überrascht. Der Kriminalreporter vom »Postkurier« war kein Unbekannter in Scotland Yard.

»Haben Sie ...«

»Der Herr, den Sie suchen«, kam ihm Mr. Harras höflich zuvor, »ist gerade ins Innere der Erde verschwunden. Wie soll ich mich ausdrücken – wie ein Irrwisch ... Mit anderen Worten, er ist mit der Untergrundbahn weitergefahren.«

»Kennen Sie ihn denn?«

»Ich kenne ihn oberflächlich. Unter gewöhnlichen Umständen stehe ich nicht schlecht mit ihm. Aber gerade jetzt hat er mich etwas geärgert.«

»Wer ist es?« fragte der Sergeant. »Und woher wußten Sie, daß ich ihn verfolgte?«

»Weil ich auch hinter ihm her war«, stellte Mr. Harras bescheiden fest. »Ich bin nämlich gleich nach Ihnen in die Straßenbahn aufgesprungen und war erstaunt, daß Sie mich nicht bemerkten.«

Es schien ihn nicht weiter zu berühren, daß die Verfolgung schon beendet war. Gleich danach ging er zur Station und schaute besorgt auf die Uhr, als er den Zug bestieg.

## 8

Frank Simons Sekretärin speiste jeden Abend in einem Restaurant in Haymarket. Anschließend ging sie gewöhnlich ins Kino, um dann nochmals in einem billigeren Lokal in der Coventry Street etwas zu essen.

All dies hatte Josua Harras durch langwierige und heimliche Beobachtungen herausgebracht.

An diesem Abend jedoch erschien Miss Trent nicht, obgleich Josua bis Mitternacht wartete.

Wie sie am nächsten Morgen John Leslie erzählte – der



sich aber wenig darum kümmerte –, war sie in der Premiere einer Operette gewesen. Sie schwatzte meistens, wenn sie am Morgen die Korrespondenz öffnete, und Leslie hatte sich angewöhnt, zuzuhören und doch nichts zu hören.

Sie war vierundvierzig Jahre alt, hatte große Augen, einen blassen Teint und natürliches rötliches Haar. Sie mußte früher einmal eine wirkliche Schönheit gewesen sein, und Millie selbst machte auch gelegentlich derartige Anspielungen.

»Ich wundere mich, daß Sie abends nie ausgehen. Captain Leslie? Ich begegne Ihnen nie.«

»Wie?« Er sah von seiner Arbeit auf.

»Ich sagte, daß ich mich wundere, warum Sie nicht öfter abends ausgehen. Vermutlich haben Sie viel Familiensinn?«

»Ich habe Ihnen schon ein dutzendmal gesagt, daß ich nicht verheiratet bin«, antwortete er kurz und beschäftigte sich wieder mit seiner Post.

»Aber trotzdem können Sie doch häuslich veranlagt sein«, gab sie gereizt zurück. »Wenn es für einen Junggesellen ebenso einsam und trostlos ist wie für eine – nun ja, für eine alte Jungfer, dann können Sie mir nur leid tun. Ich habe jeden schlechten Film gesehen, der in den letzten Monaten von Hollywood herüberkam, manchmal habe ich sie mir sogar zweimal angesehen. Ich würde viel lieber zu Hause in meiner kleinen Wohnung sitzen, mit jemandem sprechen oder zuhören, wenn mir jemand etwas erzählt.«

»Dann kaufen Sie sich ein Radio!«

Sie machte ein böses Gesicht, aber da er nicht aufsah, bemerkte er es nicht.

»Wenn Sie glauben, daß Sie der einzige sind, der mir

diesen Rat gegeben hat, irren Sie sich«, erwiderte sie spitz. »Das gleiche hat mir auch Mr. Sutton geraten, als ich ihm neulich erzählte, wie furchtbar langweilig es in London ist.«

Leslie legte den Brief, den er in der Hand hielt, auf den Tisch.

»Wie lange sind Sie eigentlich schon mit Mr. Sutton bekannt?«

Sie dachte nach.

»Vierzehn Jahre bin ich in seinem Geschäft. Ich war schon bei ihm, als er ein Schnittwarengeschäft in Rio de Janeiro hatte. Und auch vorher schon war ich bei ihm in Leeds. Damals lebte sein alter Vater noch – William Sutton.«

Es war das erstemal, daß sie ihm etwas über die Entwicklung der Firma Sutton mitteilte.

»Eine gute, alte Familie, nicht wahr? Sie mögen Sutton?«

Sie zuckte die Schultern.

»Ich möchte nicht gerade sagen, daß ich ihn liebe. Ich mag ihn ganz gern. Chefs sind im allgemeinen nicht sehr freundlich, aber wenn sie es sind, bleiben sie nicht lange Vorgesetzte ihren Sekretärinnen gegenüber. Er ist zwei Jahre älter als ich. Das würden Sie kaum für möglich halten. Er sieht so jung aus und ist in mancher Beziehung auch das reinste Kind. Jeder kann ihn übers Ohr hauen. Er hört auf alle und hat durch seine Gutmütigkeit schon Tausende verloren.« Sie machte eine lange Pause, bevor sie weitersprach. »Kennen Sie Remington Mansions? Es liegt in der Nähe der Harrow Road. Ich habe dort eine Wohnung im Erdgeschoß. Sie ist sehr hübsch, und es gibt keinen Portier, der sich um mein Kommen und Gehen kümmert.«

»Das klingt ja ganz ermunternd für jemand, der Sie heimlich besuchen möchte!«

Sie schaute ihn wütend an, wurde rot und überdeckte ihre Verlegenheit mit einem nervösen Lachen.

»Sie sind ein merkwürdiger Mann«, sagte sie mit leichter Betonung des letzten Wortes.

Ein paar Minuten später verließ sie das Büro. John Leslie lachte vor sich hin. Aber dennoch war ihm Millie Trent ganz sympathisch. Irgend etwas an ihr zog ihn an, eine gewisse rauhe Herzlichkeit und Geradheit. Was für böse Seiten dahinter verborgen sein mochten, wußte er allerdings nicht, doch hielt er sie im allgemeinen für eine aufrichtige Person.

Er beeilte sich bei seiner Arbeit, denn es war Donnerstag, und am Donnerstagnachmittag ging Beryl Stedman gewöhnlich nach Hyde Park Crescent, um eine Gesangsstunde zu nehmen. Sie hatte sich angewöhnt, vom Marble Arch nach Queen Anne's Gate zu Fuß zu gehen.

Er wartete am Wegrand. Der Wind trieb die herbstlichen Blätter durch die Anlagen. Es dauerte nicht lang, dann sah er sie quer über die Straße auf sich zukommen. Ihr Gruß war nicht so unbeschwert wie früher, formeller, und er war bestürzt.

»Haben Sie etwas Unangenehmes erlebt? Vielleicht Streit gehabt?«

»Sie meinen mit Onkel Lew? Nein, er ist immer sehr nett zu mir, ich habe nie Auseinandersetzungen mit ihm.«

»Ich dachte, er hätte Sie vor mir gewarnt.«

»Er hat mir eine Menge Dinge von Ihnen erzählt, die ich lieber nicht erfahren hätte.«

»So – was hat er Ihnen erzählt?« fragte er kühl. Die Anklage schien ihn nicht sehr zu berühren.

Lange antwortete sie nicht.

»Ich wollte, ich hätte es von Ihnen erfahren – nicht, daß es an unserer Freundschaft etwas geändert hätte. Aber sagen Sie, warum ... Ein Mann wie Sie!«

»Ach so, Sie meinen meine unrühmliche Vergangenheit?«

In seinem Ton war eine Spur von Ironie, die sie verletzte.

»Onkel Lew sagte mir, daß Sie in England im Gefängnis gesessen hätten. Ist das wahr?«

»Ja, es stimmt. Ich war auch in anderen Ländern im Gefängnis, zum Beispiel in Südafrika. Sie sollten Mr. Friedman darauf aufmerksam machen. Und glauben Sie nur nicht, daß ich das unschuldige Opfer von Intrigen gewesen bin. Für jede Stunde, die ich im Gefängnis saß, bin ich selbst verantwortlich.« Schweigend gingen sie eine Weile nebeneinander her. »Es tut mir leid, daß ich Ihnen solche Unannehmlichkeiten bereite. Trotzdem möchte ich Sie bitten, mir – zu vertrauen. Ich weiß, daß es ...«

»Sie meinen, daß Sie jetzt ein ordentliches Leben führen?«

Sie sah ihm ins Gesicht.

»Ja, ich führe jetzt ein ordentliches Leben.«

Sie legte, ohne etwas zu sagen, ihren Arm in den seinen. Er fühlte ihren leichten Druck.

»Ich bin so froh«, flüsterte sie. »Aber – ich muß Ihnen etwas sagen, John!« Sie brachte die Worte nur mit Mühe heraus, und sein Herz verkrampfte sich, denn er wußte, was jetzt kam. »Ich werde heiraten – schon nächste Woche. Ist das nicht – ist das nicht entsetzlich?«

Spätestens jetzt wußte er, daß er dieses Mädchen liebte. Diese Erkenntnis erschütterte ihn. Er hatte es die ganze

Zeit gefühlt, aber er war der Tatsache immer wieder ausgewichen.

»Heiraten – schon nächste Woche«, wiederholte er mechanisch. »Das ist sehr schnell.«

Sie sahen sich an und mußten trotz allem lachen.

»Onkel Lew wollte es so. Er fragte mich heute morgen, und – ich konnte nicht nein sagen, konnte nichts dagegen vorbringen. Er sagte mir, daß er es sich lange überlegt und vor zwei Tagen einen besonderen Erlaubnisschein besorgt habe.«

»Eine besondere Erlaubnis?«

»Ja, die Trauung soll auf dem Standesamt stattfinden. Frank wollte ja lieber eine kirchliche Trauung, Gottesdienst mit Chorgesang, öffentlichen Empfang und dergleichen – aber Onkel Lew war dagegen. O John, er war ja so gut zu mir – Sie wissen nicht, was er alles ...«

Er sah, daß ihr Tränen in die Augen stiegen, und war erstaunt.

»Meinen Sie, weil er die Hochzeit für Sie arrangiert hat?«

»Nein –« rief sie ungeduldig, »ich meine die Zeit, als ich noch ein Kind war. Er hat für mich gesorgt, mich großgezogen ...«

Sprunghaft setzte sie hinzu: »Sie haben mir noch nicht einmal gratuliert!«

»Ja, ich weiß. Heiraten! Großer Gott!«

Sie waren jetzt in Green Park. Ihr Arm lag noch in seinem, und sie ging dicht neben ihm.

»Sicher werde ich glücklich. Frank ist gut und vernünftig – in allen Dingen ...« Es klang so, als wollte sie sich selbst überzeugen. »Heiraten wie diese gehen meist glücklich aus. Ich vermute, daß fast alle Ehen so wie meine ge-

geschlossen werden. Die Frauen kennen den Mann, den sie heiraten, doch erst, wenn sie einige Jahre mit ihm gelebt haben. Und einen Mann, den man über alle Maßen liebt ... Solche Dinge enden meistens unglücklich.«

»Was Sie da sagen, ist reiner Unsinn!«

»Ich weiß, daß es nicht richtig ist, was ich sage. John, ich bin so unglücklich, ich möchte am liebsten nicht heiraten, aber Onkel Lew will es nun mal unbedingt so haben. Wenn er mich jetzt noch einmal fragen würde, dann würde ich ihm sagen, daß ich überhaupt niemand heiraten will. Aber nun habe ich es ihm versprochen.«

»Hat er Ihnen sonst noch etwas Besonderes erzählt?«

»Von sich selbst und Ihrer Vergangenheit.«

»Wissen Sie, ich würde mich an Ihrer Stelle nicht so sehr um die Zukunft sorgen, Beryl«, sagte er überraschend gefaßt. »Eine Woche hat sieben Tage, das ist eine lange Zeit!«

Aber sie widersprach.

»Wir sollten uns nicht täuschen. Ich werde heiraten, nichts wird es verhindern – nichts – nichts!«

»Dennoch, eine Woche bleibt noch – eine ganze Reihe von Tagen«, wiederholte er.

Sie nahm ihren Arm aus dem seinen.

»Wir wollen nicht mehr darüber sprechen. Sehen Sie!« Sie zeigte auf die andere Straßenseite. »Dort drüben ist der merkwürdige Mann, der neulich abends zu uns kam und allerhand über Sie wissen wollte.«

»Wen meinen Sie? Da drüben gehen eine Menge Leute.«

Sie beschrieb ihm den Mann im braunen, abgetragenen Mantel.

»Er ist Reporter beim ›Postkurier‹, ich habe seinen Namen vergessen.«

»Harras«, sagte er, »Josua Harras, ein bekannter Kriminalberichterstatte!«

»Kennt er Sie?« fragte sie unruhig.

»Ich hoffe nicht. Harras kümmert sich nicht um kleine Missetäter. Sie müssen schon etwas ganz Außerordentliches verbrochen haben, wenn er sich für sie begeistern soll. Aber das muß man ihm lassen, ein Spürhund ist ein zahmes Schoßtierchen, verglichen mit Josua Harras.«

Wenn Mr. Harras sie erkannt hatte, ließ er es sich jedenfalls nicht anmerken. Scheinbar völlig in Gedanken versunken, die Hände auf dem Rücken, ging er vornübergebeugt, den Blick auf den Boden gerichtet, und nicht einmal die Flüche der wütenden Fußgänger, mit denen er zusammenstieß, konnten ihn aus seinen Träumen reißen.

»Was wollte er denn über mich wissen? Ich hatte keine Ahnung, daß man sich für mich interessieren könnte.«

Sie wußte nichts Genaues zu sagen, sie hatte nur ein paar der Fragen gehört, die Harras stellte, und Lew war nachher nicht mehr darauf zu sprechen gekommen.

John begleitete sie bis zur Haltestelle. Dort verabschiedete er sich. Sie hatte seine Vergangenheit nicht mehr erwähnt, und obwohl sie fest entschlossen gewesen war, mit ihm über seine Zukunft zu sprechen, fand sie den Mut dazu nicht mehr. Während sie auf ihre Bahn wartete, las sie zum erstenmal ein Wort, das in ihrem Leben noch eine große Rolle spielen sollte. Die Schlagzeile einer Zeitung sprang ihr in die Augen. »Wer ist der Zinker?« lautete die Überschrift. Aus Neugierde kaufte sie ein Exemplar.

Es war das »Journal«, das verbreitetste und hemmungsloseste Morgenblatt. Zu ihrem großen Erstaunen wurde hier die Geschichte des Zinkers mit der Ermordung Larry Graemes in der Mortimer Street in Verbindung gebracht.

›Wie unser Sonderberichterstatter meldet, ist die Polizei der Ansicht, daß der Mord von einem gefährlichen Hehler begangen wurde, der in der Verbrecherwelt unter dem Namen ›Der Zinker‹ bekannt ist. Es ist ein Mann, der Diebe, die mit ihm zusammenarbeiten, verrät und betrügt. Seit langem gehen der Polizei Denunziationen zu, so daß viele Verbrecher, darunter auch der ermordete Larry Graeme, verhaftet werden konnten. Der ›Zinker‹, der diese anonymen Anzeigen macht, ist Aufkäufer gestohlenen Gutes und arbeitet auf breitester Basis. Durch diesen Kanal gelangt die Beute aus den großen Einbrüchen und Raubüberfällen außer Landes. Obgleich die Polizei noch keine verlässlichen Angaben machen kann, steht doch ziemlich fest, daß es sich um einen Mann handelt, der selbst schon schwere Strafen hinter sich hat, sowohl in England als auch in Südafrika. Scotland Yard hat bei der Polizeibehörde in Johannesburg die Fotografien und Fingerabdrücke eines Mannes angefordert, der unter vielen fremden Namen auftritt und auch eine Anzahl Heiratsschwindeleien begangen hat. Wegen eines solchen Falles wurde er in Pretoria zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt.

Wenn die Unterlagen eintreffen, ist zu erwarten, daß nicht nur der ›Zinker‹, sondern mit ihm zugleich auch der Mörder Larry Graemes gestellt werden kann.‹

Südafrika? Hatte John Leslie nicht gesagt, daß auch er in Südafrika ...

Sie stieg in Wimbledon aus und fühlte sich sehr elend. Sie redete sich zu, daß es unmöglich sei.

Aber hatte nicht auch Lew Friedman ihr erst vor zwei Tagen ähnlich unmögliche Dinge mitgeteilt? Daß ihr Vater ein Bankräuber – und Lew selbst, ihr Pflegevater, ein Sträfling gewesen war?



Nach dem Tee las Lew die Zeitung, die sie mit nach Hause gebracht hatte. Auch er kam zu der Stelle, die sie so aufgeregt hatte. Er las langsam Zeile für Zeile, dann ließ er das Blatt sinken.

»Hast du vom Zinker gelesen?« fragte er.

Sie nickte und ängstigte sich vor dem, was nun kommen mußte. Aber offenbar sah Lew keinen Zusammenhang zwischen dem Artikel und John Leslie.

»Wenn das stimmt, wenn der gesuchte Mörder wirklich der Zinker ist, dann würde ich nicht erstaunt sein, wenn Barrabal ein Unglück zustößt.«

»Warum sollte Mr. Barrabal ein Unglück zustoßen?« fragte sie.

»Weil er den Fall bearbeitet, und weil er nach allem, was man von ihm hört, der tüchtigste und begabteste Detektiv ist, der je in Scotland Yard arbeitete. Ich bin gespannt, welcher von den beiden schlauer ist!«

## 9

Am gleichen Abend saß Mr. Barrabal in seinem Büro. Er hatte eine harte Tagesarbeit hinter sich gebracht. Im Augenblick wurde ihm ein bescheidenes Abendbrot serviert, das aus Tee und Toastschnitten bestand. In Scotland Yard gab es eine Kantine, aber der Chefinspektor war sehr empfindlich in bezug auf seinen Tee, darum hatte er sich den Imbiß aus einem kleinen Restaurant in der Nähe holen lassen.

Der Bote brachte das Tablett, stellte es auf einen kleinen Tisch und schenkte den Tee ein. Barrabal starrte abwesend auf den Tee und nahm ein kleines, dreieckiges Stückchen

Toast auf. Direkt über ihm brannte eine sehr helle Lampe, und als er auf die Schnitte, die er zum Mund führen wollte, sah, entdeckte er, daß etwas auf der Butter glitzerte. Sofort legte er das Toaststückchen wieder hin.

Wenige Sekunden danach telefonierte er mit dem Westminster-Hospital. Diese Unterredung hatte zur Folge, daß das Tablett sofort mit einem Dienstwagen ins Laboratorium des Hospitals hinüberbefördert wurde.

Barrabal wartete im Ärzteraum, bis der Chemiker eintrat.

»Ich habe nur eine oberflächliche Untersuchung gemacht und kann Ihnen die Mengen noch nicht angeben, aber ohne Zweifel handelt es sich um Arsenik, das über den Toast gestreut wurde. Im Tee hat sich nichts nachweisen lassen. Morgen bin ich in der Lage, auch die genauen Mengen zu nennen.«

»Das ist alles, was ich wissen will«, sagte Barrabal.

Er ging nach Scotland Yard zurück und rief seine Sekretärin an.

»Wenn jemand nach mir fragt«, trug er der erstaunten Dame auf, »so sagen Sie bitte, daß ich tot bin. Nein, halt, warten Sie einen Moment ...«

Er begann eilig zu diktieren.

Am nächsten Morgen brachten die Zeitungen die Mitteilung, daß Chefinspektor Barrabal von Scotland Yard schwer erkrankt sei und sich in Spitalpflege befindet. Der Artikel endete:

›Wahrscheinlich wird Chefinspektor Barrabal seine Arbeit im Polizeipräsidium erst nach mehreren Wochen wieder aufnehmen können. In der Zwischenzeit wird er durch Inspektor Elford vertreten.

»Nichts ist sicherer«, äußerte Barrabal am nächsten Morgen zu Elford, der sich recht unbehaglich fühlte, »als daß man einen Anschlag auf Sie machen wird – ich wäre sehr überrascht, wenn Sie Ende nächster Woche noch am Leben sind.«

»Falls Ihnen etwas Angenehmeres einfällt, lassen Sie es mich doch bitte wissen!« meinte Elford ergeben.

## 10

Niemand empfand für den Geschäftsführer Frank Suttons besondere Sympathien. Er war ein ausgezeichnete Organisator, der sofort wußte, wo etwas nicht stimmte. Und da es sich meistens um Fehler von Angestellten handelte, machte ihn diese Fähigkeit nicht beliebter.

Irgendwie hatten sich Gerüchte von Leslie's dunkler Vergangenheit verbreitet. Die Bereitschaft, etwas Derartiges zu wittern, lag ohnehin in der Luft, doch wurde in diesem Fall verschiedenes willkürlich durcheinandergebracht. Schon einige Male war das Personal dahintergekommen, daß wichtige Angestellte der Firma früher Gefängnisstrafen abgesessen hatten. Hinzu kam, daß der letzte Geschäftsführer seinen Posten unter wenig ehrenvollen Umständen verlassen mußte. Die eigentliche Schuld an diesen Pannen traf natürlich Frank Sutton selbst, der mit seinen menschenfreundlichen Anwandlungen solche Situationen heraufbeschwor.

Lew Friedman machte ihm dies auch ohne Umschweife und in aller Freundschaft klar.

»Mein Junge, Sie stecken voll von abenteuerlichen Torheiten, die Sie eine Menge Geld kosten. Mit der Zeit werden Sie selbst einsehen, daß es unmöglich ist, einen alten

Verbrecher zu bekehren, indem man ihn an einen verantwortungsvollen Posten setzt.«

Frank sah es für den Augenblick auch beinahe ein, ohne sich freilich von seiner eigenen Überzeugung so leicht abbringen zu lassen.

»Ich möchte den Leuten wenigstens eine Chance geben. Wenn nächstens wieder ein armer Kerl kommt – ich bin überzeugt, daß ich ihm auf die Beine helfen werde! Im übrigen ist mein Experiment mit Leslie zu meiner größten Zufriedenheit ausgefallen. Er ist beim Personal zwar nicht beliebt, aber das liegt an seinem besonderen Temperament. Er greift streng durch, arbeitet hart, und meiner Meinung nach ist er absolut vertrauenswürdig.«

An dem Morgen, als die Zeitung die plötzliche Erkrankung Inspektors Barrabals meldeten, kam Tillman ein wenig verspätet ins Büro. Er klopfte an die Tür des Geschäftsführers und trat ein. Es gehörte zu seinen Pflichten, morgens die Briefe zu sortieren. Miss Trent saß schon an ihrem Pult. Mr. Leslie war noch nicht da.

»Heute kommen Sie aber spät!« Sie sah ihn mißbilligend an.

Aber Mr. Tillman war in keiner Weise verlegen. Dafür, daß er nur zur Probe angestellt war, nahm er sich viele Freiheiten heraus.

»Zeit ist nur ein ganz relativer Begriff. Wissen Sie, Oliver Lodge sagte ...«

»Es interessiert mich durchaus nicht, was Ihre Freunde sagen«, schnitt sie ihm das Wort ab.

Tillman grinste.

»Der Griesgram Leslie ist heute morgen auch ein wenig spät dran, wie?«

»Er war heute morgen schon hier – in der Frühe. Er

scheint auch nie zu schlafen. Haben Sie je von einem Mann namens Barrabal gehört?»

Sie schaute bei dieser Frage nicht von ihrer Arbeit auf.

Tillman drehte sich zu ihr um.

»Wie meinen Sie? Sagten Sie eben Barrabal? Ja, ich habe schon von ihm gehört. Aber warum fragen Sie mich?«

»Er ist krank, er liegt im Sterben«, sagte Millie Trent.

Tillman lachte vor sich hin.

»Wenn er tot ist, wollen wir ihm einen Kranz schicken«, schlug er vor. »Er war ein Beamter, der viel für das öffentliche Wohl getan hat – er wird sehr vermißt werden.«

»Kennen Sie ihn?« fragte sie in einem Ton, als ob ihr diese Diskussion völlig gleichgültig wäre.

»Nein, ich kenne wenig Leute von der Polizei.«

Auf dem Gang hörte man Schritte. Tillman sah gespannt zur Tür, als sie sich öffnete. Aber es war nur ein Bürodienner mit einer Karte, die er Millie Trent überreichte. Sie las.

»Mr. Leslie ist noch nicht da«, sagte sie. »Aber lassen Sie den Herrn trotzdem heraufkommen. Ich möchte mir gern einmal einen Zeitungsreporter ansehen.«

»Ein Zeitungsreporter?« erkundigte sich Tillman hastig, als der Bote das Zimmer verlassen hatte. Er nahm die Karte auf, die auf dem Tisch lag.

»Josua Harras –!«

Tillman wirkte zum erstenmal, seit Millie Trent ihn kannte, verstört. Sein hageres Gesicht wurde noch länger.

Das Büro war durch eine direkte Tür mit dem danebenliegenden kleinen Zimmer verbunden, in dem Leslie manchmal Besuche empfing. Dorthin eilte Tillman mit langen Schritten.

»Möchten Sie ihn nicht auch sehen?« rief ihm Millie

nach, aber bevor sie ihre Frage beendet hatte, war Tillman schon verschwunden.

In der nächsten Sekunde trat Josua Harras ein. Er verbeugte sich linkisch. Sein unsicheres Auftreten stimmte sie gleich freundlich ihm gegenüber.

»Möchten Sie Mr. Leslie sprechen? Er ist nicht hier, muß aber jeden Augenblick kommen. Wollen Sie nicht Platz nehmen?«

Josua setzte sich.

»Ich vermute, daß Mr. Sutton in der Stadt ist?«

Millie setzte ihm umständlich auseinander, daß Mr. Sutton ein sehr beschäftigter Mann sei und sich nicht soviel freie Zeit nehmen könne wie gewisse andere Leute.

Offenbar wußte Harras, wen sie damit meinte.

»Mr. Leslie muß ein sehr netter Mensch sein.« Er sprach so leise, als ob er sich mit sich selbst unterhielte. »Ich habe ihn früher schon einmal getroffen, ich weiß bloß nicht mehr, wo.«

Millie verzog ironisch den Mund.

»Sie gehen wohl nicht viel in Gesellschaft?«

»Nein, das nicht. Ich verbringe die meiste Zeit, wie ich gestehen muß, in der ungesunden Luft der Gerichtssäle. Ich gehe zu fast allen Verhandlungen der Strafkammern – Verbrechen und Verbrecher sind meine Liebhaberei. Andere sammeln Briefmarken, ich sammle Kriminalfälle.«

Miss Trents Interesse war erwacht, und sie konnte sich sehr wohl vorstellen, wo er Leslie getroffen hatte.

»Ich wußte eigentlich nicht, daß Mr. Leslie ein netter Mensch ist, er ist manchmal recht ungenießbar, müssen Sie wissen.«

»Ach, das wußte ich nicht.« Harras lächelte verbindlich. »Aber ein Gutes hat er jedenfalls doch – bei der Auswahl

seiner Sekretärinnen beweist er einen sehr guten Geschmack.«

Sie wußte nicht, ob sie sich über dieses allzu deutliche Kompliment ärgern oder freuen sollte.

»Gott sei Dank bin ich nicht seine, sondern Mr. Suttons Sekretärin.«

Mr. Harras seufzte.

»Mit manchen Menschen ist schwer umzugehen.«

»Mr. Leslie ist nicht nur schwierig —«, ereiferte sich Millie, »er ist ein ganz unmöglicher Mann.«

»Das tut mir leid«, sagte er traurig.

Sie hatte den Eindruck, als beschäftige ihn die Entdeckung, daß Mr. Leslie ein unmöglicher Mensch sei, ganz ungeheuer.

»Wollen Sie ihn sprechen? Sie sind doch Journalist?«

»Nein, Berichterstatte«, verbesserte er geduldig. »Früher war ich auch einmal Journalist. Aber als ich dann eine feste Anstellung bekam, gab ich es auf.«

Josua glaubte auf dem Gang ein schwaches Knarren zu hören. Die obere Türhälfte war mit Mattglas versehen, draußen brannte Licht, und ganz undeutlich zeichnete sich ein Schatten ab.

Plötzlich stand Harras auf.

»Ach, entschuldigen Sie, ich kann Zug nicht vertragen.«

Mit überraschender Behendigkeit erreichte er die Tür und riß sie auf. Draußen stand, mit vorgestrecktem Kopf und halbgeschlossenen Augen, Tillman.

»Verzeihung«, sagte Mr. Harras höflich, »wollten Sie gerade eintreten?«

Aber Tillman hatte sich bereits umgedreht und verschwand schnell im nächsten Seitengang. Mr. Harras

schloß mit zufriedenem Lächeln die Tür.

»Wer war draußen?« fragte Millie. »War die Tür nicht richtig zu?«

»Ich habe sie jetzt fest zugemacht.«

»War es Tillman? Was wollte er?«

»Wie? Tillman?« Josua schmunzelte.

»Kennen Sie den auch?«

»Es ist ziemlich anmaßend, zu behaupten, daß man andere Leute kennt. Ich habe den Herrn schon mal gesehen. Möglicherweise habe ich auch ein paar Worte mit ihm gesprochen.«

Tillmans Auftauchen hatte einen eigenartigen Eindruck auf Mr. Harras gemacht. Er blinzelte schnell mit den Augen wie jemand, der in zu helles Licht geblickt hat.

»Merkwürdig –«, murmelte er vor sich hin.

Millie Trent kam plötzlich eine Idee.

»Ich verstehe schon, was Sie meinen! Mr. Sutton macht auch mit ihm ein Experiment. Sicher haben Sie ihn auf der Anklagebank im Old Bailey gesehen!«

Aber Josua schüttelte den Kopf.

»Sicher habe ich ihn im Old Bailey gesehen – aber nicht auf der Anklagebank, nein, ganz bestimmt nicht!«

Die Ankunft John Leslie's hinderte sie an weiteren Fragen. Er trat rasch ins Zimmer, sah Harras und hielt über- rascht an. Dann schloß er die Tür und ging zu seinem Schreibtisch. Josua war aufgestanden. Eine Sekunde lang sahen sie sich in die Augen. Leslie machte eine recht unfreundliche Miene.

»Wollen Sie mich sprechen?« fragte er kurz angebunden.

»Ja, ich möchte Sie gern sprechen – in einer Sache von



öffentlichem Interesse.«

Leslie schaute auf die Sekretärin. Er fragte nicht, ob das Interview unter vier Augen stattfinden sollte, er schien das vorauszusetzen.

»Gut, Miss Trent«, sagte er.

Dies war gewöhnlich seine Art, sie hinauszuschicken. Sie wurde rot. Damit konnte er sie bis aufs Blut ärgern. In solchen Augenblicken hätte sie ihn ermorden können, während sie ihn bei anderen Gelegenheiten wieder ganz erträglich fand.

»Ich glaube, ich kann noch nicht gehen, Mr. Leslie«, bemerkte sie schroff. »Ich habe noch alle diese Briefe durchzusehen.«

»Lesen Sie sie irgendwo anders!«

Josua Harras beobachtete sie und sah, daß ihre Hände vor Wut zitterten, als sie die Korrespondenz zusammenraffte und überstürzt aus dem Zimmer rannte.

Er übergab Leslie eine Karte, der einen Blick darauf warf und sie auf den Tisch fallen ließ.

»Nehmen Sie Platz, Mr. Harras! – Nun, warum wollen Sie mich sprechen? Ich war nicht Zeuge bei dem Mord – ich vermute, daß Sie deswegen kommen –, ich hörte nicht einmal die Schüsse. Überhaupt kann ich Ihnen nichts mitteilen, was einen Reporter interessieren könnte.«

Josua hüstelte.

»Ich möchte Sie in einer ganz besonderen Angelegenheit sprechen – in der Tat, ich wüßte nicht, je schon unter so verwickelten Umständen ...«

»Es ist also nicht wegen des Mordes?«

»Nein.« Josua hüstelte wieder. »Die Sache ist so, Mr. Leslie, ich bin einer Reportage auf der Spur – einer ganz

anderen Sache, die aber wahrscheinlich mit dem Verbrechen in Zusammenhang steht, an das wir beide denken. Es gibt in London einen Mann – ich will nicht sagen, einen Meisterverbrecher, weil dieser Ausdruck mit seriösem Journalismus nichts mehr zu tun hat –, der nach einem raffinierten System arbeitet. Kurz, ich muß hinter die Geschichte kommen, weil uns das ›Journal‹, eine ernste Konkurrenz, in ein oder zwei Punkten schon geschlagen hat. Nach unseren Informationen ist dieser gewitzte Verbrecher ...«

Leslie hatte Harras von oben bis unten betrachtet.

»Sie sehen nicht wie ein Reporter aus«, unterbrach er ihn.

»Kein Reporter sieht so aus – darin sind Reporter Musikern und Literaten überlegen, denn sie erscheinen nie als das, was sie wirklich sind.«

»Warum sind Sie eigentlich zu mir gekommen?« fragte Leslie ungeduldig. »Bilden Sie sich ein, daß ich etwas von Fehlern weiß?«

Josua biß sich auf die Lippen. Es war eine heikle Angelegenheit, und er kam nun zum empfindlichsten Teil seiner Aufgabe. Die ganze Zeit, während er mit Leslie sprach, dachte er angestrengt darüber nach, wo er ihn schon gesehen hatte.

Wenn die Berichterstatter in Old Bailey auf die Verhandlung einer Mordsache warten oder wenn sonst ein wichtiger Strafprozeß beginnt, werden manchmal vorher kleinere Fälle abgeurteilt, ohne daß sie das Interesse der wartenden Zeitungsleute erregen. Möglicherweise hatte er John Leslie unter solchen Umständen auf der Anklagebank gesehen. Wahrscheinlich hatte Harras damals den Mann mit dem harten, glattrasierten Gesicht nur oberflächlich zur Kenntnis genommen, und die Erinnerung daran

war verblaßt.

»Ich möchte Ihnen gegenüber ganz offen sein, Mr. Leslie – oder muß ich Captain Leslie sagen?«

»Das ist mir ganz gleich.«

»Vor einigen Tagen kam ich mit Inspektor Barrabal in Berührung«, berichtete Harras und sah, wie Leslie die Stirn kraus zog. »Ich schrieb ihm in dieser Angelegenheit, und er antwortete mir, daß es nützlich wäre, wenn ich Sie deswegen aufsuchte.«

»Warum ausgerechnet mich?« Als Josua zögerte, half ihm Leslie weiter: »Er hat Ihnen vielleicht gesagt, daß ich früher eine Gefängnisstrafe abgesessen habe und infolgedessen mit allem vertraut sei, was in der Verbrecherwelt passiert?«

»Ich danke Ihnen –«, seufzte Mr. Harras erleichtert.

»Und dann mag er Ihnen auch erzählt haben, daß ich etwas intelligenter bin, als es in diesen Kreisen im Durchschnitt üblich ist – oder sogar, daß ich Sie auf die Spur des Zinkers bringen könnte?«

»Ich bin Ihnen zu großem Dank verpflichtet«, murmelte Harras.

»Aber da täuscht sich Barrabal, das kann ich nicht! Wenn Sie ihn sehen oder mit ihm sprechen, bestellen Sie ihm von mir ...«

»Sprechen Sie nicht schlecht von einem Toten!« warf Harras ein. »Er ist zwar noch nicht tot, aber die Zeitungen bringen alarmierende Nachrichten über seinen Gesundheitszustand. Wäre es nicht möglich, Captain Leslie, daß Sie mir wenigstens einen leisen Wink geben, wie ich mit dem Zinker in Berührung kommen könnte?«

»Nein, das kann ich nicht.«

Josua erhob sich.

»Ich werde Barrabal nicht sehen, weil niemand ihn zu sehen bekommt.« Er starrte abwesend vor sich hin. »Jedenfalls niemand, der sozusagen, im öffentlichen Leben steht, hat ihn gesehen. Es tut mir sehr leid, daß Sie mir nicht weiterhelfen können. Nun muß ich mich nach anderen Möglichkeiten umsehen. Sie können sich darauf verlassen, Mr. Leslie, daß ich ganz London so lange durchforsche, bis ich den Zinker ausfindig gemacht habe. Ich ahne, daß die Geschichte vom Zinker die größte Sache wird, die wir je gebracht haben.«

Leslie hielt Josuas prüfenden Blick aus und zuckte mit keiner Wimper.

»Sie imponieren mir«, meinte er trocken. »Wenn es irgendwie in meinen Kräften stünde, würde ich Ihnen gerne zu einem aufregenden Artikel verhelfen. Die Tatsache, daß mir dies unmöglich ist, wird mich noch eine schlaflose Nacht kosten!«

Gegen ironische Bemerkungen war Josua bekanntlich gefeit.

»Können Sie mir wirklich keinen Fingerzeig geben?«

Leslie unterdrückte mit Mühe ein Gähnen. Josua ließ den Kopf sinken.

»Ich hoffe, daß ich Sie nicht gestört habe.«

»Mich stört so leicht nichts«, erwiderte Leslie, als er sich an den Schreibtisch setzte und die Briefe durchsah, die er erledigen mußte.

»Schade, Sie haben meine Erwartungen nicht erfüllt. Ich dachte, daß Sie sehr wohl imstande wären, mir auf die Spur Ihres Freundes zu verhelfen – wenn ich Freund sage, meine ich es natürlich symbolisch, genauso wie er auch mein Freund werden könnte, falls mir eine gute Artikelseerie über ihn gelingt.«

»Sagen Sie, träumen Sie diese Dinge eigentlich? Ich vermute, dieser Zinker existiert überhaupt nur in Ihrer überaus lebhaften Phantasie!«

»Ich träume nie. Ich bin sehr vernünftig, außerdem bin ich Junggeselle.« Josua machte eine Pause. »Man sagt, daß der Zinker, wenn er nicht im Gefängnis sitzt, seine Schiebungen dadurch tarnt, daß er eine große Firma leitet – sei es als Inhaber oder als Geschäftsführer.«

»Hat Barrabal Ihnen das alles erzählt? Er scheint ein sehr mitteilbarer Mann zu sein. Guten Morgen, Mr. ...«

»Harras –«, sagte Josua bescheiden. »Guten Morgen, Mr. Leslie!« Er wandte sich zur Tür, drehte sich aber nochmals um. »Sie haben sehr interessante Angestellte hier, und wenn es auch nicht meine Sache ist, so fühle ich mich doch berechtigt, Ihnen einen Rat zu geben. Ihr neuer Angestellter, Mr. Tillman, glaube ich – der Himmel möge mich davor bewahren, daß ich irgendwas gegen ihn sage, aber ...«

»Ich danke Ihnen für die Warnung – wenn es eine Warnung sein sollte. Ich bin über Tillman vollkommen im Bild. Ich habe ihn heute morgen schon zur Rede stellen müssen.«

Nachdem Harras sich endgültig verabschiedet und zurückgezogen hatte, diktierte Leslie die Antworten auf die Briefe, die er am Morgen bekommen hatte, ins Diktaphon. Er war ein schneller Arbeiter, und sein knapper und klarer Stil erleichterte es ihm, die Morgenpost in kürzester Zeit zu erledigen. Als er damit fertig war, nahm er die »Times«, die auf seinem Tisch lag, und blätterte sie durch. Die Notiz über Chefinspektor Barrabal las er einige Male.

Niemand wußte besser als John Leslie, daß Barrabal in diesem Augenblick nicht nur sehr gesund, sondern auch sehr tätig war. Er blätterte weiter in der Zeitung und be-

gann die Spalten mit den Verlustanzeigen durchzulesen. Bei einer unscheinbaren Annonce hielt er inne.

›Verloren! Am Freitagabend 10.30 Uhr wurde eine grün-weiße Brieftasche verloren, die vier oder fünf Banknoten enthielt, vermutlich auf der Fitzjohn's Avenue ...‹

Er prägte sich den Text Wort für Wort ein, dann faltete er die Zeitung zusammen. Um halb elf Uhr am Freitagabend würde jemand warten, um Juwelen, Diamanten und Smaragde im Wert einer vier- bis fünfstelligen Ziffer zu veräußern. Vor kaum einer Woche war wieder ein großer Einbruch in Roehampton passiert, bei dem Diamanten und Smaragde erbeutet wurden. Sein Blick fiel auf den Kalender – heute war Freitag. Er ging früh zum Mittagessen und war zwei Stunden vom Büro abwesend.

Als er zurückkam, hörte er, daß Frank Sutton nach ihm gefragt hatte.

»Es war nichts Besonderes«, versicherte ihm Millie Trent ungewöhnlich liebenswürdig. »Mr. Sutton hat zwei Eintrittskarten für die Boxkämpfe im National Sporting Club, und er möchte gern wissen, ob Sie ihn dorthin begleiten würden.«

»Er kann beide Karten für sich benützen«, lehnte Leslie ab.

Miss Trent fühlte sich in ihrer augenblicklichen Stimmung nicht einmal verletzt.

»Mr. Sutton sagte, daß die Vorstellung erst kurz vor zehn beginnt.«

Leslie schüttelte den Kopf.

»Um diese Zeit habe ich etwas anderes vor.«

Es war wieder eine stürmische Nacht wie damals, als Larry Graeme in Putney Common auf den Zinker gewartet hatte. Es regnete, der Wind fegte durch die engen Straßen, hob Schieferplatten von den Dächern und brach Äste von den Bäumen.

Die Fitzjohn's Avenue ist eine Straße, in der nur reiche Leute wohnen. Sie führt von St. John's Wood nach Heath und steigt stark an. Um halb elf geht bei solchem Wetter hier niemand spazieren.

Ein Auto fuhr in gemächlichem Tempo die abschüssige Straße hinunter. Der Mann am Steuer schaute angestrengt durchs offene Fenster zu seiner Linken. Plötzlich sah er, was er suchte. Eine große Gestalt stand unter einem der Bäume am Straßenrand. Sonst war weit und breit niemand zu sehen. Der Wagen fuhr noch langsamer, aber der Fahrer stoppte nicht vollständig ab, als er sich der Stelle näherte.

»Guten Abend –«, sagte der Wartende, »ich möchte ein kleines Geschäft mit Ihnen machen.«

Der Mann im Auto wußte genau, wer den Raub in Roehampton ausgeführt hatte. Es waren die Holländer, und der, der stets für sie verhandelte, war Jan Bryel. Mit Bryel hatte er schon öfter zu tun gehabt. Der Mann am Straßenrand aber war Engländer.

»Ich weiß nicht, was Sie wollen«, sagte der Zinker, und während er sprach, tastete er unbemerkt nach einer kleinen, aber sehr wirkungsvollen Taschenlampe.

»Seien Sie nicht komisch«, sagte der Fremde, »Sie wissen genau, was ich will.«

Plötzlich fiel ein heller Lichtschein in sein Gesicht, nur

einen Augenblick lang, aber der Zinker hatte ihn sofort erkannt. Bevor der Überrumpelte begriff, was vor sich ging, fuhr der Wagen geräuschvoll an.

Drei Männer, die sich hinter einer niedrigen Gartenmauer verborgen hatten, sprangen auf die Fahrbahn hinaus, aber es war zu spät. Auf der abschüssigen Straße raste der Wagen mit einer Geschwindigkeit von nahezu 100 Stundenkilometern davon. Polizeipfeifen schrillten hinter ihm her. Weiter unten stoppte das Auto ab, bog scharf in eine Seitenstraße ein und verschwand kreischend.

»Wir haben ihn also glücklich verfehlt«, sagte Elford resigniert. »Haben Sie wenigstens die Nummer erkannt, Sergeant?«

»Von der Nummer war nicht viel zu sehen, aber es dürfte ein kleiner Panhard gewesen sein.«

Elford unterhielt sich noch kurz mit dem Inspektor des Polizeireviers am unteren Ende der Straße, der die Aufgabe gehabt hätte, den Wagen aufzuhalten – was vereitelt wurde, weil der Fahrer schon vor dem Polizeiposten in eine Seitenstraße eingebogen war.

Eine Meldung traf ein, wonach das Auto in der Avenue Road gesehen worden war. Wahrscheinlich brauste es jetzt schon durch Camden Town. Der Beamte, der die Nachricht durchgab, hatte hinten am Wagen nur ein leeres Schild ohne Nummer gesehen. Vielleicht konnte sie vom Führersitz aus durch einen einfachen Handgriff unsichtbar gemacht werden.

Elford hatte schon die Hoffnung aufgegeben, noch irgend etwas von dem Flüchtigen zu erfahren, als von Holloway Road gemeldet wurde, daß ein Wagen, auf den die durchgegebene Beschreibung zutraf, gegenüber vom Holloway Gefängnis an einen Laternenpfahl gerast und vollständig zertrümmert worden sei. Niemand hatte den Unfall



beobachtet. Ein Polizist war, als er den Knall des Aufpralls und das Klirren hörte, zu der Stelle geeilt, doch fand er dort nur die Trümmer des Wagens, während er den Fahrer, der sicher verletzt sein mußte, nirgends ausfindig machen konnte.

Ein Polizeiwagen brachte Elford zum Unfallort. Das zertrümmerte Auto stand mitten auf der Straße. Es mußte ein kleiner Luxuswagen gewesen sein. Schon hatten sich Neugierige angesammelt, die sich durch das unfreundliche Wetter nicht abschrecken ließen.

»Vermutlich werden Sie herausfinden, daß es ein gestohlener Wagen ist«, meinte Barrabal, als ihm Elford telefonisch Bescheid gab.

Später stellte sich auch heraus, daß diese Annahme stimmte. Das Auto war vor etwa neun Monaten in Worcester verschwunden.

Elford untersuchte das Wageninnere genau, fand aber nur zwei wichtige Dinge. Das erste war ein braunes Kuvert, das auf der Klappe den Absender einer Depositionskasse der Midland Bank trug, das zweite eine zusammengeklappte, auf Leinen aufgezogene Karte von London. In der einen Ecke war die Etikette des Buchhändlers aufgeklebt. Das konnte vielleicht ein Anhaltspunkt sein. Aber später fand man noch etwas viel Wichtigeres heraus. Die Karte hatte jemand als Schreibunterlage benützt und dabei einen harten Bleistift verwendet. Bei genauer Betrachtung sah man die Eindrücke auf dem Kartenblatt.

Zunächst konnte man sie nicht entziffern. Elford steckte die Karte ins Kuvert und nahm sie mit nach Scotland Yard, wo er sie dem betreffenden Sachverständigen übergab. Eine Stunde später hatten Chefinspektor Barrabal und sein Assistent Elford einen fotografischen Abzug vor sich, der eine Schrift zeigte, die verschiedene Lücken auf wies.

Zu erkennen war:

»Können Sie mich treffen ... Park von 3.30 bis ... sehr dringend. J. L.«

Barrabal sah von der Fotografie auf. »J. L. –? Wer könnte das sein?«

»Wäre es nicht möglich, daß es John Leslie ist?« fragte Elford. Barrabal warf noch einen Blick auf den noch feuchten Abzug.

»Allem Anschein nach ist es John Leslie.«

»Und wahrscheinlich war das Schreiben an Miss Beryl Stedman adressiert«, folgerte Elford weiter.

»Hm –.« Aber Barrabal dachte im Augenblick gar nicht an John Leslie.

## 12

Am nächsten Morgen erschien Leslie mit einer verbundenen Hand im Büro. Obwohl Millie Trent geduldig wartete, ob er ihr etwas von seinem Unfall erzählen würde, schwieg er, und als sie ihn schließlich fragte, was mit seiner Hand geschehen sei, sagte er nur gereizt:

»Nichts!«

Frank Sutton war wie gewöhnlich sehr liebenswürdig, aber sein Geschäftsführer erzählte auch ihm nichts über seine Verletzung.

An diesem Tag bemühte sich Leslie, nachsichtig und höflich zu den Angestellten zu sein. Das hatte einen instinktiven Grund – er speiste mit Beryl Stedman zu Mittag. Etwas Heimliches, Verbotenes war um diese Verabredung, mehr noch als bei ihren früheren Begegnungen.

»Ich bin mir selbst böse, ich habe Onkel Lew eine garstige Lüge erzählt«, gestand sie, als sie mit ihm ein Restaurant in Piccadilly betrat.

»Ich sollte mir auch Vorwürfe machen, daß ich meinen gutmütigen Chef betrüge«, erwiderte er. Als sie ihn vorwurfsvoll ansah, murmelte er bescheiden: »Es tut mir leid. Warum ich in Ihrer Gegenwart immer etwas gegen Sutton sage, mag der Himmel wissen!«

Er aß nur wenig, und es schien ihm nicht gut zu gehen. Sie dachte, daß seine Verwundung ihn schmerze, aber er versicherte, daß dies nicht der Fall sei.

»Sie sind heute so anders – beunruhigt Sie etwas?« fragte sie ihn schließlich.

Er antwortete nicht gleich.

»Ja, ich Sorge mich um Sie und Ihre Heirat.«

Sie versuchte, etwas verlegen, die Unterhaltung in andere Bahnen zu lenken. Sie war aufgeregt, ihr Herz schlug schneller.

»Ich gebe es nicht zu, daß Sie Frank Sutton heiraten!« platzte er heraus.

Sie wurde blaß.

»Ach, John –«, sagte sie hilflos, »es ist schrecklich, daß Sie wieder davon anfangen, das dürfen Sie nicht.«

»Sie können unmöglich Frank Sutton heiraten, wie liebenswürdig er auch immer sein mag und ein wie guter Gatte er zu werden verspricht!«

Es war ihm wirklich ernst, sie sah einen Ausdruck in seinen Augen, wie sie ihn noch nie bei ihm erlebt hatte.

»Aber – warum denn nicht?«

»Es ist nicht nur ein Grund, es gibt viele Gründe ...«

Er fand die richtigen Worte nicht. Auf der einen Seite

scheute er sich, ihr etwas zu sagen, für das er die Verantwortung nicht übernehmen wollte, aber noch mehr fürchtete er, daß sie Zweifel an seiner Aufrichtigkeit haben könnte, und so wurde er einsilbig und schweigsam.

»Aber warum?« drängte sie. »Können Sie sich noch immer nicht an den Gedanken gewöhnen, daß ich heirate?«

»Nein – selbst wenn es nicht Frank Sutton wäre, und Gott weiß, wie sehr ich ihn dafür hasse, daß Sie ihn heiraten werden ... Ich liebe Sie«, flüsterte er.

Sie sah entsetzt an ihm vorbei. Er drehte sich um. Lew Friedman beugte sich drohend über ihn. Seine Augen funkelten vor Zorn, er konnte sich nur mit Mühe beherrschen.

Leslie blieb ruhig. Kein Muskel in seinem Gesicht zuckte.

»Wollen Sie nicht Platz nehmen?« fragte er im Konversationston. »Wie geht es Ihnen?«

Lew Friedman antwortete nicht. Er zog einen Stuhl vom Nebentisch heran und setzte sich.

»Wir erhalten gleich das Dessert – soll ich etwas für Sie bestellen?«

»Ich möchte ein paar Worte mit Ihnen sprechen«, sagte Friedman schroff.

Er sah Beryl nicht an, und als er es schließlich doch tat, lag ein so schwerer Vorwurf in seinem Blick, daß ihr die Tränen kamen.

»Es tut mir leid, Onkel Lew ...«

»Schon gut, mein Liebling.« Er streichelte ihre Hand. »Die Geschichte, die du mir da erzählt hast, ist eine entschuld bare Lüge. Du wolltest diesen Herrn treffen, und es ist ganz natürlich, daß du es mir nicht sagen konntest. Wir wollen die Sache vergessen.«

Die nächsten fünf Minuten waren sehr ungemütlich. Les-

lie ß in aller Gemütsruhe eine Pampelmuse, zeigte nicht die geringste Eile und sprach über ganz nebensächliche Dinge. Beryl saß steif auf ihrem Stuhl. Sie schwieg und ängstigte sich vor der Auseinandersetzung, die unweigerlich kommen mußte. Endlich war Leslie mit dem Essen fertig, und als ob sie nur darauf gewartet hätte, erhob sie sich schnell von ihrem Platz und gab ihm die Hand zum Abschied. Sie wandte sich Lew zu, er stand auf und begleitete sie zum Ausgang.

»Du wirst doch nicht böse mit ihm sein? Ich bin an allem schuld – es war mein Plan.«

Er klopfte ihr auf die Schulter.

»Ich werde sehr liebenswürdig sein – Sorge dich nicht darum. Als ich euch beide zuerst sah, war ich allerdings sehr böse, und ich wäre in meinem Ärger wohl auch ausfallend gegen ihn geworden, aber dieser Bursche ist beherrscher als ich. Glaube mir, es wird zu keiner großen Diskussion kommen.«

Lew schaute ihr nach, als sie durch die Pendeltür verschwand, dann ging er zu Leslie zurück und setzte sich.

»Mein junger Freund, ich habe Ihnen etwas zu sagen.«

Leslie lehnte sich im Stuhl zurück, wischte mit der Serviette seine Lippen ab und zündete sich eine Zigarette an.

»Je weniger Sie mir in diesem Ton sagen, desto besser ist es. Ich bin sehr feinfühlig in Dingen, die mich eventuell beleidigen könnten.«

Friedman biß sich auf die Lippen.

»Sie wissen doch, daß meine Nichte verlobt ist und in den nächsten Tagen einen anständigen, ehrenwerten und einwandfreien Mann heiraten wird?«

»Ich habe so etwas gehört, aber es wäre mir angenehmer, wenn Sie seinen Anstand und seine Ehrenhaftigkeit nicht

so sehr betonen würden. Es sieht fast so aus, als ob Sie mir einen Vorwurf damit machen wollten, so als wäre ich das Gegenteil davon, und dies dürfte doch entschieden beleidigend für mich sein.«

Friedman schwieg eine Weile, um seinen Ärger zu verwinden.

»Sie wissen aber, daß sie verlobt ist und heiraten wird, und das sollte Ihnen genügen. Sie verstehen, was ich meine? Sie wissen auch – ich will ganz offen reden –, daß sie Sie liebt und imstande wäre, alles zu opfern, was ich mit Umsicht so lange für sie vorbereitet habe. Sie würde ihr Leben zerstören und Ihnen folgen, selbst wenn es in die Hölle ginge.«

Leslie hob skeptisch die Brauen.

»Ich wünschte, es wäre so.«

»Wenn Sie das nicht wissen, dann sind Sie eben ein Narr!« fuhr Friedman auf. »Ich will Ihnen etwas sagen, Leslie – bevor ich zusehe, wie Beryl ihr Leben ruiniert und unglücklich wird, schieße ich Sie über den Haufen, so wie Sie da sitzen! Das ist keine Redensart, verlassen Sie sich darauf, es ist die reine Wahrheit. Und wenn es Ihnen gelingen sollte, das Mädchen zu überreden, Frank Sutton aufzugeben und sich mit Ihnen zu verbinden, folge ich Ihnen bis ans Ende der Welt – und glauben Sie mir, ich werde Sie finden!«

Leslie streifte die Asche seiner Zigarette ab und lachte leise.

»Ich glaube schon, daß Sie es ernst meinen, und bewundere Sie dafür. Möglicherweise werde ich es ebenso mit Frank Sutton halten – wenn ich zur Überzeugung komme, daß er sie unglücklich macht.«

Lew sah ihn durchdringend an.

»Leslie, ich will ganz deutlich werden und Ihnen einen Vorschlag machen. Ich möchte, daß Sie Ihre Stellung bei Sutton aufgeben und ins Ausland gehen, und ich möchte, daß Sie heute noch abreisen! Ich will Ihnen zweitausend Pfund geben, das ist genug, damit können Sie von vorn anfangen. Ich weiß alles von Ihnen, Leslie – Sie sind ein Verbrecher, und ich wiederhole Ihnen gegenüber jetzt nur, was ich Beryl schon gesagt habe. Auch ich habe mich früher mal unter ähnlichen Verhältnissen durchgeschlagen, ich kenne das Leben, das Sie führen, weil ich es nicht besser gemacht habe. Lieber möchte ich euch beide tot sehen als erleben, daß mein Mädchen unglücklich wird und wie ihre Mutter vor Kummer stirbt. Ich kann Sie gut leiden, Leslie, ich will das nicht verschweigen, Sie sind ein Mann, und ich hoffe, Sie sind ein anständiger Mann. Ich weiß, daß ich nicht umsonst an Ihre Ehrenhaftigkeit appelliere. Ich werde Ihnen den Scheck gleich geben, die Banken schließen nicht vor drei. Sie können England noch heute abend verlassen.«

John Leslie schüttelte den Kopf.

»Ich werde nichts Derartiges tun. Sie können mich für keine Geldsumme aus England herausbringen, und zwar aus einem sehr guten Grund. Aber, wenn es nun einmal sein muß, will ich eine Art Vertrag mit Ihnen machen. Ich gebe Ihnen das Versprechen, keinen Versuch zu machen, Beryl bis zum Vorabend ihrer Hochzeit zu sehen. Wann wird sie stattfinden?«

»Nächsten Donnerstag«, antwortete Friedman, nachdem er einen Augenblick nachgedacht hatte.

»Gut. Erlauben Sie mir dann, daß ich Mittwochabend in ›Hillford‹ vorspreche?«

Lew Friedman zögerte, doch schließlich gab er nach. Daß er keine Bedingungen an seine Zusage knüpfte, hätte

einen Mann von Leslies Erfahrung eigentlich stutzig machen müssen.

»Was Ihre zweitausend Pfund, betrifft, so behalten Sie das Geld ruhig. Halten Sie sich an unsere Abmachung, und auch ich werde mich streng daran halten.«

## 13

Leslie hatte das Restaurant kaum verlassen, als Friedman mit Frank Sutton telefonierte. Sie sprachen etwa zehn Minuten miteinander, und die Unterhaltung endete zu Lews größter Zufriedenheit. Sein Wagen wartete vor dem Lokal, und er fuhr nach Wimbledon zurück.

Beryl war in ihrem Zimmer, als er nach Hause kam, aber später erschien sie zum Tee. Ihre Sorge, wie Lews Gespräch mit John ausgegangen war, zerstreute sich, als er sie ebenso freundlich wie sonst begrüßte.

Er goß ihr den Tee ein, den er immer selbst zubereitete, denn er bildete sich ein, daß niemand dies besser verstünde als er.

»Meine liebe Beryl, du bist ein ganz nichtsnutziges Mädchen! Diese Flunkerei – nun gut, ich habe eine kleine Unterhaltung mit dem Jungen gehabt. Er ist mir nicht mal unsympathisch. Es ist etwas in seinem Charakter, das mich trotz seiner dunklen Vergangenheit anzieht. Ich bilde mir natürlich keinen Augenblick ein, daß Frank ihn bessern wird. Aber wenn ich je auf die Idee verfielen, einen verdorbenen Menschen bessern zu wollen, wäre Leslie der erste, mit dem ich den Versuch machen würde.«

Diese Unterhaltung war ihr höchst unangenehm, und das einzige, woran sie nicht denken wollte, war Johns Vergan-



genheit.

»Warst du sehr hart zu ihm?«fragte sie.

»Nein, im Gegenteil, sehr liebenswürdig. Ich habe ihm sogar ein paar tausend Pfund angeboten, damit er ein eigenes Geschäft anfangen könnte, aber er hat es abgelehnt.«

»Was sollte er dafür tun? Welche Bedingung hast du ihm gestellt?«

»Ich verlangte von ihm, daß er das Land verläßt und dich und Frank nicht mehr belästigt.«

Ein langes Schweigen folgte. Sie hatte so etwas vermutet.

»Er weigerte sich nicht nur, das Geld zu nehmen, sondern lehnte auch alles andere ab, was ich von ihm verlangte. Ich konnte ihn nur dazu bringen, daß er mir versprach, dich bis zum Vorabend deiner Hochzeit nicht mehr zu treffen.«

Sie wußte aus Erfahrung, daß immer, wenn er so laut sprach wie eben jetzt, unweigerlich eine wichtige Mitteilung nachfolgte.

»Also, morgen ist der Tag vor deiner Hochzeit, Beryl – ich möchte, daß du Frank am Samstagvormittag heiratest.« Er sah, daß sie blaß wurde und nervös zusammenzuckte. »Du weißt, wie ich darüber denke – ich möchte, daß es schnell vorüber ist. Ich habe mit Frank telefoniert, er war genauso dagegen wie du, so rasch schon Hochzeit zu machen, denn er hatte alle seine Vorbereitungen getroffen, um am Donnerstag zu reisen. Aber er ist in der glücklichen Lage, sein Geschäft verlassen zu können, wann immer es ihm beliebt. – Willst du mir nun diesen Wunsch erfüllen, Beryl?«

»Ich soll schon übermorgen heiraten?«

Er sah sie unverwandt an und konnte den Kampf nach-

fühlen, der in ihr vorging.

»Vielleicht hast du recht«, sagte sie mechanisch.

Er klopfte ihr liebevoll auf den Arm. Gleich darauf ging sie hinauf in ihr Zimmer.

Was sollte sie tun? Mit John telefonieren? Und wenn sie mit ihm telefonierte – was konnte sie ihm sagen, was konnte sie tun? Sie wurde ja nicht gegen ihren Willen verheiratet, sie hatte sich mit Frank aus freien Stücken verlobt, und sie heiratete auch keinen Mann, den sie nicht ausstehen konnte. Sie mochte Frank Sutton so gut wie irgendwen – mit Ausnahme von John.

Sie setzte sich. Die Zukunft erschien ihr düster und traurig. Es blieb ihr nichts übrig, als die Zähne zusammenzubeißen.

Sie hörte, wie Franks Wagen ankam, aber sie wartete einige Zeit, bis sie in die Bibliothek hinunterging, um ihn zu begrüßen. Als sie die Türklinke niederdrücken wollte, hörte sie Lews Stimme. Er schien etwas vorzulesen.

Lew Friedman las sehr viele Zeitungen und hatte, wie die meisten Leute, die Gewohnheit, alles, was er las, als Information aus erster Hand weiterzugeben, so, als hätte er diese Nachrichten durch eigene Nachforschungen herausgebracht.

»... ist die Polizei der Ansicht, daß es der Wagen des Zinkers war. Er muß auf den Straßenbahnschienen ins Schleudern geraten sein. Erstaunlich ist, daß der Mann entkommen konnte und nicht schwer verletzt wurde. Trotzdem nimmt man an, daß er verwundet worden ist, und hat in allen Spitälern nachgeforscht. An Glassplittern wurden Blutspuren gefunden. Möglicherweise sind das Gesicht oder die Hände verletzt worden.«

Steif, noch immer in der gleichen Haltung, stand Beryl vor der Tür und dachte an John Leslies verbundene Hand.

Lew Friedman sah ihr verstörtes Gesicht, als sie die Tür aufstieß, aber er hatte eine andere Erklärung dafür.

»Komm herein, Liebling, Frank möchte mit dir sprechen!«

Frank war auch etwas aufgeregt, wie ihr schien. Es fiel ihm schwer, seine Nervosität zu verbergen, nachdem Lew Friedman mit überstürzter Eile das Zimmer verlassen hatte.

Sie dachte, daß Lew ihm von ihrem Mittagessen mit John erzählt habe, und hatte ein schlechtes Gewissen.

Er ging einige Male aus dem Zimmer, weil er glaubte, das Telefon läute. Er erwarte einen wichtigen Anruf, sagte er ihr.

»Wollen wir nicht in den Garten gehen?« fragte er verlegen, als ihm gar nichts anderes mehr einfiel. Sie hatten sich so viel nichtssagende Dinge gesagt, daß es selbst Beryl zuviel wurde.

An der Rückseite des Hauses schloß sich eine geräumige Steinterrasse an, auf der sie auf und ab gingen.

»Was sagst du zur Änderung des Hochzeitstermins?« fragte er. »Ich war zuerst gar nicht damit einverstanden.«

»Warum nicht?«

Er sah sie schnell an, um sich zu vergewissern, ob die Frage nicht ironisch gemeint sei. Er wußte nie so recht, woran er mit ihr war.

»Ich möchte offen mit dir reden, Beryl. Wir beide haben uns gern, und was mich betrifft – ich liebe dich sehr. Der Tag, an dem ich dich heirate, wird der glücklichste meines Lebens sein. Aber deshalb behalte ich doch die Augen offen. Ich weiß, daß du dich nicht sehr nach der Ehe sehnst, und ich vermute, daß Lews Beschleunigung des Hochzeitstermins dich bestürzt hat. Es ist nun aber einmal

ein ganz persönlicher Wunsch von ihm. Ich versuchte, es ihm auszureden, denn ich verstehe nicht, warum in aller Welt er die Hochzeit so plötzlich haben will.«

Sie wußte nicht, was sie darauf sagen sollte. Also hatte Lew sie doch nicht verraten und Frank nichts von ihrem Rendezvous mit John Leslie erzählt.

»Ich hatte mich mit meinen Plänen so eingerichtet, daß wir Donnerstag fahren würden, was zwar eigentlich nicht viel zu sagen hat. Durch die Vorverlegung muß ich mich nun aber gewaltig anstrengen, um noch alle wichtigen Angelegenheiten einigermaßen unter Dach zu bringen. Dazu kommt noch eine andere Schwierigkeit – Lew dringt darauf, daß ich niemandem im Büro sage, wann die Trauung stattfindet. Der Himmel mag wissen, wie er auf diesen merkwürdigen Wunsch gekommen ist. Sag mir doch bitte, wie du über die ganze Sache denkst?«

Obschon sie unablässig darüber nachgedacht hatte, war sie zu keinem Resultat gekommen, das ihm oder ihr hätte helfen können.

»Ich habe schließlich zugestimmt«, sagte sie nur und schämte sich über diese lahme Antwort, aber um keinen Preis hätte sie etwas anderes antworten können.

Er legte ihren Arm in den seinen, doch sie waren einander noch so fremd, daß selbst diese kleine Vertraulichkeit sie irritierte. Vielleicht spürte er es, denn er nahm seinen Arm wieder zurück.

»Ich dachte, es wäre das beste, nach Schottland zu fahren. Ich weiß dort ein wirklich hübsch gelegenes Hotel im Hochland, und ich habe dort Zimmer für nächsten Donnerstag bestellt.«

Mit einer gewissen Bestürzung kam ihr zum Bewußtsein, daß sie noch nie besprochen hatten, wo sie ihre Flitterwochen verbringen wollten.

»Ach ja, Schottland – es ist so gut wie irgend etwas anderes.«

Ihre Teilnahmslosigkeit war so offenkundig, daß er zunächst nicht antwortete. Immer noch gingen sie auf der mit Steinplatten belegten Terrasse auf und ab.

»Lew zeigt sich außerordentlich großzügig. Er will deine Zukunft in jeder Art und Weise sicherstellen, und dann hat er mir einen Scheck über zwanzigtausend Pfund zugesagt, damit ich mein Geschäft vergrößern kann. Am liebsten würde ich Samstag ein großes Freudenfest in der Firma veranstalten.«

Er lachte, fand aber kein Echo bei ihr. Sie war froh, als sie Onkel Lews Stimme hörte, der sie ausschalt, daß sie bei dem kalten Wetter so lange draußen blieben.

Frank verabschiedete sich bald, er blieb nicht zum Abendessen, wofür sie ihm dankbar war. Sobald sie konnte, ging sie auf ihr Zimmer, setzte sich an ihren zierlichen Damenschreibtisch und begann einen Brief an John Leslie. Aber sie war müde und konnte nicht die richtigen Worte finden, die sie ihm gern geschrieben hätte. Nach einigen vergeblichen Versuchen ging sie wieder zu Onkel Lew in die Bibliothek hinunter.

Sie wollte über einen bestimmten Punkt Gewißheit haben, und sobald sich die Gelegenheit bot, fragte sie:

»Hast du Frank von Leslie erzählt?«

Er nahm den Klemmer ab und legte die Zeitung nieder.

»Ich sagte ihm nur das, was er zu wissen braucht, nämlich, daß Leslie mir versprochen hat, dich bis zum Vorabend deiner Hochzeit nicht mehr zu sehen.«

»Hat er nicht gefragt, warum du John dieses Versprechen abgenommen hast?«

»Nein, er sieht diese Beziehung zu Leslie nicht so alar-

mierend wie ich, und ich hatte auch keine Gelegenheit, die Sache mit ihm zu besprechen.«

Seine Antwort beruhigte sie nicht ganz.

»Frank erzählte mir, er verstehe nicht, weshalb du so darauf dringst, daß niemand im Büro den Zeitpunkt der Trauung erfährt.«

Lew lächelte nachsichtig.

»Dann ist er weit dümmer, als ich angenommen habe.«

Mit dieser für Beryl etwas sonderbaren Bemerkung beendete er die Unterhaltung.

Als sie in die Halle kam, stand der Diener an der Haustür und sprach mit einem Telegrammboten. Er drehte sich um, als er Schritte hinter sich hörte.

»Hier ist ein Telegramm für Mr. Sutton«, rief er ihr zu.  
»Wollen Sie es an sich nehmen, gnädiges Fräulein?«

Erst wollte sie das Telegramm zu Onkel Lew hinschicken lassen, aber dann nahm sie es doch und riß es auf. Vielleicht hatte es mit dem dringenden Anruf zu tun, den Frank erwartet hatte. Sie las:

›Kabinen reserviert für Jacksons. Pacific.«

Sie ging damit zu Lew. Er schüttelte den Kopf darüber.

»Möglicherweise hat Frank die Kabinen für einen seiner Kunden belegt. Ich könnte es mir sonst nicht erklären. Jedenfalls will ich es gleich telefonisch zu seinem Büro durchgeben.«

Sie zog sich endgültig in ihr Zimmer zurück, vergaß alles – Schottland, Jacksons Kabinen, Frank, sein Geschäft, und machte von neuem einen Versuch, John Leslie zu schreiben.

Das ›Journal‹ war eine hervorragend aufgemachte Zeitung mit einem guten Mitarbeiterstab. Aber es ist kennzeichnend für diese Art Blätter, daß sie wenig Ausdauer und Konsequenz an den Tag legen. Die weltbewegende Sensation, die heute in riesengroßen Schlagzeilen am Kopf der Zeitung prangt, ist schon morgen vergessen, wird von einer noch viel welterschütternderen Neuigkeit verdrängt.

In einer Sache jedoch zeigte sich das Blatt sehr konsequent und ausdauernd, nämlich in seinen Berichten über den Zinker. In diese Geschichte hatte sich die Redaktion festgebissen, und es verging kaum ein Tag, an dem nicht einige Bemerkungen und Spekulationen über den ›großen Unbekannten‹ erschienen. Die Berichte waren durchwegs geschickt aufgemacht.

Der Mann, der sich über die Ausdauer des ›Journal‹ am meisten ärgerte, war Mr. Field, der Redakteur des ›Postkuriers‹.

»Es ist ein Skandal! Sehen Sie sich das wieder an!« Verärgert schlug er mit der Hand auf den Tisch. »Dagegen wirkt der ›Postkurier‹, das heißt natürlich vor allem Sie mit Ihren Berichten, wie gefrorener Käse!«

Mr. Harras seufzte und suchte verstohlen in seinen vielen Taschen nach einer Zigarette. Als er keine fand, nahm er eine aus dem Kästchen, das auf dem Tisch des Redakteurs stand.

»Gefrorener Käse ...« begann er.

»Also, nun nehmen Sie mal die Sache nicht wörtlich!« fuhr ihn Field an. »Gehen Sie gleich nach Scotland Yard und bestehen Sie darauf, Barrabal zu sprechen.«

Harras seufzte wieder.

»Der besteht noch viel energischer darauf, daß er keinen Besucher zu sehen bekommt, und wenn ich mit dem Ansinnen aufkreuzen wollte, zu ihm geführt zu werden, könnte ich einfachheitshalber gleich verlangen, an die frische Luft gesetzt zu werden. Gegen höhere Gewalten und dergleichen anzukämpfen ist absolut unsinnig.«

»Das ›Journal‹ sagt ...« fing Field wieder an und reichte ein Exemplar der Zeitung über den Tisch.

Doch Mr. Harras schloß abwehrend die Augen.

»Ich bin sehr erstaunt, daß Sie eine so miserable Zeitung lesen! Sie geben Ihren jüngeren Mitarbeitern ein schlechtes Beispiel.«

»Kennen Sie den Leopard-Club?« fragte Field ohne ersichtliche Veranlassung.

»Ich kenne den Club nicht nur, ich bin sogar Ehrenmitglied. Die Gesellschaft dort ist herzlich schlecht, aber das Bier um so besser. Warum fragen Sie?«

Field mußte lang nachdenken, bis er draufkam, aus welcher Gedankenverbindung heraus er die Frage gestellt hatte.

»O ja, jetzt fällt es mir ein – jemand sagte mir neulich im Presse-Club, daß das Lokal der zweifelhafteste Treffpunkt in London wäre. Da kam mir gleich die Idee, ob man dort nicht Jagd auf Neuigkeiten machen könnte.«

»Jagd!« brummte Josua verächtlich. »Man sieht, daß Sie sich in den besten Kreisen bewegen! Nein, das Versteck habe ich bereits durchsucht, und obgleich ich viele Füchse angetroffen habe – der, den ich haben will, war nicht darunter. Auch bin ich nicht ganz sicher, ob es nur ein Fuchs ist. Nichts ist unangenehmer, als einen Fuchs zu jagen und plötzlich vor einem Tiger zu stehen.«

»Also gut, dann telefonieren Sie wenigstens mit diesem



Barrabal!« schloß Mr. Field.

Aber Harras dachte nicht daran, mit Mr. Barrabal zu telefonieren. Er machte sich auf den Weg zu Frank Suttons Firma. Es lag ihm sehr daran, diesen mürrischen Tillman einmal sprechen zu können. Weshalb er eine Unterredung mit Tillman einer mit Barrabal vorzog, stand für Josua fest – auch Barrabal hätte ihm nicht sagen können, was Tillman wußte.

Harras erreichte Frank Suttons Geschäftshaus in einem sehr ergiebigen Augenblick.

## 15

John Leslie merkte gleich, als er an diesem Morgen ins Büro kam, daß Miss Trent in ihrer angriffigsten Stimmung war.

»Sie haben ja heute Ihren hübschen Verband nicht um, Captain Leslie!« bemerkte sie giftig.

Er schaute auf seine Hand – eine dünne rote Narbe lief quer über den Handrücken.

»Der Verband ist nicht mehr nötig«, sagte er gleichmütig. Die Feststellung, daß sie sich ärgerte, wirkte immer anregend auf seine gute Laune. »Etwas Jodtinktur und ein gesundes Blut haben die Sache bald wieder in Ordnung gebracht. Brauchen Sie die Schlüssel zum Geldschrank?«

Sie verlangte gewöhnlich morgens die Schlüssel von ihm, um gewisse Bücher aus dem Schrank zu holen, in die die Korrespondenz eingetragen wurde. Zu seinem größten Erstaunen antwortete sie:

»Nein.«

Lange arbeiteten sie schweigend an ihren Tischen. Beide

grübelten über Dinge nach, die mit den Briefen, Fakturen und Dokumenten, die sie bearbeiteten, nichts zu tun hatten.

»Gehen Sie zu der Hochzeit?« fragte sie plötzlich.

Er schaute auf.

»Zu welcher Hochzeit? Ach, Sie meinen Suttons Trauung? Ich glaube nicht, daß ich hingehe.«

»Sind Sie überhaupt eingeladen worden?«

Es war etwas Aggressives in ihrem Ton. Sie strahlte förmlich Bosheit aus, aber komischerweise verlieh es ihr eine gewisse Anziehungskraft. Er betrachtete sie interessiert.

»Sie sprühen ja geradezu heute morgen«, neckte er sie.  
»Was haben Sie bloß?«

»Einen Temperamentsausbruch ist es schon wert, von Ihnen ein Kompliment zu bekommen!« gab sie lachend zurück. »Aber ich habe Sie gefragt, ob Sie zur Hochzeit eingeladen sind?«

»Ich werde nie zu Hochzeiten eingeladen.«

»Dann will ich Sutton sagen, daß er Ihnen auf jeden Fall eine Karte schickt.«

Wieder sah er das böartige Lächeln in ihren Augen aufblitzen.

»Sie gehen natürlich nicht hin?«

»Warum natürlich?« fuhr sie auf.

Er stieß den Stuhl vom Tisch zurück, stand auf, steckte die Hände in die Hosentaschen und legte seinen Kopf leicht auf die eine Seite, eine Haltung, die er stets einnahm, wenn er zum Angriff überging. Für einen Augenblick hielt sie den Atem an.

»Ich kam gestern nacht spät ins Büro —«, begann er ab-

wartend.

»Sie waren gestern spät noch hier? Nun, was hat das mit mir zu tun?«

»Auch Sie waren spät hier, und, nach dem besonderen Geruch ägyptischer Zigaretten zu schließen, Frank Sutton ebenfalls.«

»Nun gut, warum sollte er nicht hierherkommen? Und warum sollte ich nicht hier sein?« Ihre Stimme zitterte vor Wut. »Ich bin seine Sekretärin, verstehen Sie? Haben Sie etwas daran auszusetzen?«

»Wie lange kennen Sie Frank Sutton schön? Jahrelang, nicht wahr? Sie müssen ein sehr hübsches Mädchen gewesen sein, als Sie in seine Dienste traten.«

Bleich und zitternd sprang sie auf.

»Was wollen Sie damit sagen?« stieß sie hervor.

»Ich meine damit, daß Sie sich zweimal in der Woche nächtlicherweise hier treffen. Ich kenne das Geschäft recht gut, aber dafür scheint mir kein Grund vorzuliegen, und warum sich ein Verlobter Mann heimlich mit seiner Sekretärin im Büro treffen sollte, ist nicht einzusehen.«

»Vermutlich denken Sie, man müßte sich heimlich in einem Restaurant treffen, nicht wahr? Oder in einem Park – das ist wohl Ihre Masche, wie?«

Aber er ließ sich nicht aus der Fassung bringen.

»Ich spreche jetzt über Sie! Und, wie mir scheint, in Ihrem eigenen Interesse. Ich weiß zufällig einiges über Frank Suttons Privatleben. Wenn Sie glauben, daß Sie die einzige Frau sind, die er nach Büroschluß hier trifft, sind Sie im Irrtum.«

Er dachte, sie wolle sich auf ihn stürzen. Ihr Gesicht hatte nichts Anziehendes mehr, es war wutentstellt.

»Sie Lügner! Sie Lügner!« schrie sie und ihre Stimme

überschlug sich. »Hier ist niemand ... Ich meine, niemand sonst, den er trifft. Was fällt Ihnen überhaupt ein? Sie nichtswürdiger Dieb! Er hat Sie aus dem Schmutz gezogen, hat Sie aus der Gefängniszelle aufgelesen und Ihnen eine anständige Stellung gegeben – Sie Dieb!«

Sie hielt an, um Atem zu holen, und er benützte die Gelegenheit, um einzuhaken.

»Ich will Ihnen etwas sagen – vielleicht interessiert es Sie, daß Frank Sutton im Begriff ist, sich zu verheiraten, oder wenigstens glaubt er es zu sein, und zwar mit einer tadellosen Frau. Er mag so gut sein, wie alle behaupten, so unschuldig, wie er aussieht – nur, wenn dem nicht so ist, und wenn Beryl Stedman irgend etwas geschieht, müssen Sie sich nach einem neuen Liebhaber umsehen, weil ich ihn dann glatt umbringe!«

Sie starrte ihn sprachlos an. In ihrem Gesicht arbeitete es, ihre Hände zitterten. In diesem Augenblick kam Frank Sutton herein. Er warf einen Blick auf seine Sekretärin, dann einen auf Leslie und schien zu erraten, was vorgefallen war.

»Hallo, hallo!« rief er scharf, zu Millie gewandt. »Was gibt es hier? Haben Sie wieder einen Ihrer Wutanfälle? – Was ist los, Leslie?«

John zuckte die Schultern.

»Miss Trent ist ein wenig schwierig.«

Sie versuchte zu widersprechen, rannte dann aber ohne ein Wort aus dem Zimmer und warf die Tür hinter sich zu.

»Mein lieber Freund –«, begann Frank besorgt, aber in seinen Augen war ein vergnügter Schimmer, »warum streiten Sie sich mit meiner Millie?«

Leslie verzog die Lippen.

»Ihre Millie! Eben, das vermutete ich, und genau darum

ging es! Wirklich, ich empfahl ihr, sich spät nachts nicht mit Ihnen im Büro zu treffen; wenn ihr an ihrem guten Namen noch etwas liegt.«

Frank brach in unbändiges Gelächter aus.

»Das haben Sie getan?« fragte er verblüfft. »Großer Gott, ich bewundere Ihren Mut!«

»Und dann sagte ich ihr noch etwas, was nicht stimmen mag, aber sie forderte mich dazu heraus.«

»Um Gottes willen, lassen Sie sie in Frieden!« Frank lachte noch immer. »Sie ist ein Teufel, wenn die Wut sie packt. Arme, alte Millie! Wie dumm Sie sind, Leslie! Natürlich kommt sie her – nicht nur letzte Nacht, sondern regelmäßig. Ich will nach der Heirat mein Geschäft erweitern, und das geht nicht ohne viel Privatarbeit ab. Wenn alles in Ordnung geht, sollen Sie es erfahren. – Arme Millie!« wiederholte er kopfschüttelnd.

Mit einem breiten Grinsen im Gesicht verließ er das Zimmer.

Gewöhnlich wandte sich Leslie der Zeitung zu, wenn er seine Arbeit beendet hatte. Nach dem heutigen kleinen Morgensturm empfand er die Lektüre als besonders wohlthuende Abwechslung. Die Spalte ›Verloren‹ brachte nichts Bestimmtes, aber im Lokalteil fand er zwei wichtige Berichte.

In London gab es drei internationale Banden von Bedeutung, die sich auf Juwelenraub spezialisiert hatten. Da waren einmal die Holländer, die den letzten Raub in Southampton auf dem Gewissen hatten. Daneben operierten noch zwei gemischte amerikanisch-englische Banden, die schon einige Male erwischt werden konnten. Auf Konto einer dieser Organisationen ging die jüngste Heldentat, die Leslies Aufmerksamkeit erregte. Lady Creethorne war ein Halsschmuck im Wert von 8000 Pfund gestohlen worden,

während die Familie beim Essen saß. Es handelte sich um ein sehr altmodisches Schmuckstück, das vor ungefähr achtzig Jahren angefertigt wurde, aber die Diamanten waren gut.

Der Diebstahl, vor zwei Tagen verübt, war von der Polizei geheimgehalten worden. Nun wurde eine Fotografie des Halsbandes veröffentlicht mit einer Beschreibung jedes einzelnen Steines, die Leslie nur überflog.

Die zweite Nachricht war nur zwei Zeilen lang und setzte die Welt davon in Kenntnis, daß Inspektor Barrabal sich erholte.

Er faltete die Zeitung zusammen. Lange stand er am Fenster und starrte auf die Straße, wie an jenem Abend, als Larry Graeme ermordet wurde.

Millie Trent kam zurück. Ihr Zorn war verraucht. Mit einem um Entschuldigung bittenden Lächeln sagte sie:

»Es tut mir leid, daß ich die Ruhe verloren habe, Captain Leslie! Ich hoffe, daß Sie mir verzeihen. Ich fühle mich heute nicht besonders gut, und alles macht mich nervös. Sie waren aber auch schwierig!«

»Das tut mir gleichfalls leid«, meinte Leslie versöhnlich.

»Es gefällt keiner Frau, wenn man Anspielungen auf ihren schlechten Charakter macht.« Sie sprach wieder ganz normal, in ihrer schnellen, geschwätzigen Art. »Ich bitte um Entschuldigung für alles, was ich über Miss Stedman sagte. Sie kommt in ein paar Minuten ins Büro, und es wäre mir nicht lieb, wenn Sie ihr sagen würden ...«

»Sie kommt hierher?« fragte er ungläubig. »Wissen Sie das sicher?«

Er sah ihr flüchtiges Lächeln nicht.

»Sie ist in der Stadt, und Mr. Sutton bat sie, heraufzukommen – sie und Mr. Friedman.«

Diese Nachricht hätte Leslie zuallerletzt erwartet. Vielmehr hatte er damit gerechnet, daß Beryl sorgfältig vom Geschäftshaus ferngehalten würde.

»Wann kamen Sie letzte Nacht, Captain Leslie? Wir gingen nicht vor halb zwölf.«

»Ungefähr drei Viertel zwölf, fünf Minuten nachdem Sie gegangen waren.«

»Warum in aller Welt kamen Sie noch einmal ins Büro?« fragte sie mit freundlicher Bosheit. »Sie sind doch nicht in eine Liebesaffäre verwickelt –? Seien Sie nicht böse!«

»Das bin ich nicht. Ich kam auf dem Weg vom Theater vorbei, um noch eine Arbeit mitzunehmen. Warum wollen Sie das wissen?«

»Ach, ich habe nur so gefragt.«

Suttons Klingel rief sie. Nach einigen Minuten kehrte sie in Begleitung eines dunkel gekleideten, schlanken Herrn mit Schnurrbart zurück, für den die Bezeichnung ›Polizeibeamter‹ von den klobigen Schuhen bis zum akkurat gebürsteten Haar wie geschaffen war.

»Dieser Herr möchte Sie sprechen!«

Jetzt kam auch Frank Sutton hinzu.

»Dieser Mann«, verkündete er im Ton tiefer Anteilnahme, »kommt mit einer unglaublichen Geschichte! Dieser – hm, ich meine, Beamte, Sergeant Valentin von Marylebone ...«

»Sergeant Valentin, C.I.D.«, verbesserte der andere bestimmt. »Ich möchte Sie ein paar Dinge fragen, wenn es Sie nicht stört, Captain Leslie.« Er sah sich um. »Ich weiß nicht, ob diese Dame hierbleiben soll.«

»Es ist besser«, sagte Sutton, »wenn das richtig ist, was Sie mir mitteilten.«

»Es ist wahr«, murmelte der Beamte. Er wirkte sehr würdevoll und verkörperte in diesem Augenblick gewissermaßen alle Majestät des Gesetzes. »Ich habe einen gewissen Verdacht, Captain Leslie – nebenbei, ich weiß zufällig einiges von Ihrer früheren Laufbahn.«

»Natürlich, schließlich sind Sie Detektiv und wissen alles!«

»Ich forsche einem Diebstahl nach, der in Park Lane 804 begangen wurde – der Diamanthalsschmuck der Lady Creethorne wurde gestohlen. Nach unseren Informationen ist dieses Schmuckstück in Ihrem Besitz.«

Leslie sah ihn fest an.

»Was Sie nicht sagen!«

»Ich brauche Ihnen wohl nicht eigens mitzuteilen, daß der Mann, der den Halsschmuck gestohlen hat, heute morgen verhaftet wurde – wenigstens einer der Beteiligten. Er gab an, gestern nacht um elf Uhr den Schmuck einem Mann ausgehändigt zu haben, den alle den Zinker nennen.«

»Captain Leslie war um drei Viertel zwölf hier!«

Es war Millie Trent, die diese Information mit sichtlicher Befriedigung gab.

»Drei Viertel zwölf? Nun ja, da hätten Sie genügend Zeit gehabt. Der Schmuck wurde um elf Uhr am Thames Embankment übergeben. Der Empfänger zahlte dafür neunhundert Pfund in amerikanischen Banknoten. Der Verkäufer sitzt, wie erwähnt, jetzt in Haft. Nach meiner Information waren Sie der Käufer.«

»Ihre Information paßt wie die Faust aufs Auge. Wollen Sie mich durchsuchen?« Der Sergeant schaute ihn tiefsinnig an.

»Sie kamen Viertel vor zwölf hierher?« Er sah sich im



Zimmer um. »Wer hat den Schlüssel zum Geldschrank?«

»Ich habe ihn.«

»Hat sonst noch jemand einen Schlüssel?«

»Niemand«, sagte Millie Trent prompt.

»Nicht so hitzig!« warf Sutton ein. »Ich habe auch irgendwo einen Schlüssel dazu, benütze ihn zwar nie, aber ... Haben Sie den Schlüssel bei sich, Mr. Leslie?«

»Captain Leslie, bitte – ja, hier ist er.«

Er holte seinen Schlüsselbund aus der Tasche und löste einen langen Schlüssel vom Ring. Der Detektiv nahm ihn, steckte ihn ins Schloß, öffnete beide Türen des Geldschrankes. Die drei unteren Stahlregale waren leer. Darüber – einige Geschäftsbücher und ein in Seidenpapier eingewickelter Gegenstand.

Frank Sutton stieß einen verwirrten Ruf aus, als das Papier entfaltet wurde – in der Hand des Polizeibeamten lag das Diamanthalsband der Lady Creethorne.

Frank sprang zur Tür und riß sie auf.

»Lew!« rief er in den Gang hinaus, worauf Lew Friedman und Beryl das Zimmer betraten. »Lew, hier liegt ein schrecklicher Irrtum vor – Leslie wird beschuldigt, der Zinker zu sein! Weil er das Ding bei sich hatte ...« Er zeigte auf den Schmuck in der Hand des Sergeanten.

»Sind Sie von Scotland Yard?« fragte Leslie mit fester Stimme.

Er allein wirkte gelassen.

»Das tut nichts, woher ich komme. Ich muß Sie bitten, mich zum Marlborough-Posten zu begleiten.«

»Wie wäre es mit einem Wagen?« fragte Leslie.

Totenblaß sah Beryl Stedman auf John, der steif am Tisch stand. Er wandte sich zu ihr um und schüttelte den

Kopf.

»Ich bin der Zinker«, sagte er leichthin. »Ist das nicht eine erstaunliche Neuigkeit?«

Sie antwortete nicht, begriff kaum den Sinn seiner Worte. Plötzlich gaben ihre Knie nach. Lew konnte gerade noch seinen Arm um sie legen, bevor sie ohnmächtig wurde.

## 16

Beryl konnte sich nur ungenau an die Heimfahrt erinnern. Lew erzählte ihr, daß sie sich auf dem Weg im Wagen bald wieder erholt habe. Jetzt saß sie in einem tiefen Arm-sessel in der Bibliothek von ›Hillford‹. Ein kühler Luftzug, der durch das offene Fenster kam, streifte ihr Gesicht.

»Nicht heute, nicht heute –!« sagte sie einige Male außerordentlich heftig.

»Mein Liebling ...«

Sie hörte Onkel Lews Stimme wie aus weiter Ferne. Aber so viel wußte sie, daß er sehr aufgeregt und sie die Ursache davon war.

»Frank glaubte, es wäre das beste – so wie die Dinge nun einmal liegen. Ich möchte, daß du aus diesen ganzen Unannehmlichkeiten herauskommst. Frank hat alles arrangiert – Standesamt zwei Uhr ...« Er machte eine Pause. »Mein Liebling, hör doch einmal vernünftig zu!«

Er schüttelte sie sanft an der Schulter. Als sie auf ihren Schoß blickte, sah sie, daß sie einen langen Kasten in ihren zitternden Händen hielt, der mit prachtvollem, violettem Sämischleder überzogen war. Sie hob den Deckel, ohne an etwas Bestimmtes zu denken, und starrte auf eine

Perlenkette. Onkel Lew erklärte ihr, daß es ihr Hochzeitsgeschenk sei, ohne daß sie den Sinn begriff.

»Ich habe heute morgen die Trauung festgesetzt.«

Nun verstand sie allmählich, worum es ging.

»Heute morgen – bevor John verhaftet wurde?«

»Ja, ich bin froh, daß ich es tat.«

»Aber doch nicht heute!« fuhr sie wild auf. »Du meinst doch nicht, daß heute die Trauung sein soll, Onkel Lew? Zuletzt sagtest du mir, daß sie am Samstag wäre.«

»Heute – es ist besser so.«

Er blieb hartnäckig, fest entschlossen, diese unangenehme Sache hinter sich zu bringen. Sie widersprach noch eine Weile, aber dann trat sie den Tatsachen nüchtern entgegen. John Leslie saß im Gefängnis ... Er war der Zinker – ein Hehler, ein schlechter Charakter, der die Leute, die ihr Vertrauen in ihn setzten, schmähschlich betrog. Sie wurde ganz krank bei diesem Gedanken.

»Nun gut –.« Sie stand auf, Lew streckte ihr seine Hand hin; sie fühlte sich noch recht schwach. »Ich will ihn heiraten – wann du willst, auch heute ... Es ist ganz gleichgültig, an welchem Tag.«

Man brachte das Essen. Sie rührte keinen Bissen an. Lew ließ eine Flasche Champagner öffnen, aber sie nahm nur einen ganz kleinen Schluck. Doch als Frank kam, der betroffen und ängstlich aussah, war sie beinahe wieder sie selbst.

»Wo soll es sein?« fragte sie.

Er sagte ihr, daß er alle Vorbereitungen getroffen habe, und daß die Trauung im Standesamt von Wimbledon stattfinden werde. Sie glaubte, alles im Traum zu hören. Und nachdem Mr. Friedmans Auto sie alle hingebracht hatte, fand sie sich vor einem Pult, das von einem Geländer um-

geben war. Dahinter saß ein bärtiger Mann. Irgend jemand sagte etwas von einem zweiten Zeugen.

»Nehmen wir doch den Chauffeur«, schlug Lew vor.  
»Warten Sie!«

Er eilte aus dem Zimmer, konnte aber seinen Wagen nicht finden. Ein Polizist hatte beanstandet, daß er vor der Tür des Standesamtes wartete, und ihn in eine Seitenstraße verwiesen. Doch Lew traf jemand anders, den er nicht gleich erkannte, einen Mann mit einem kleinen schwarzen Schnurrbart.

»Ach, sind Sie nicht Mr. Tillman?«

»Ja, das bin ich.«

»Kommen Sie bitte einen Moment mit mir!« Friedman nahm ihn am Arm. »Wir brauchen einen Zeugen für die Trauung meiner Nichte. Haben Sie etwas dagegen?«

»Durchaus nicht«, erwiderte Tillman vergnügt.

Beryl hatte, selbst in diesem für sie beklemmenden Augenblick, das Gefühl, daß ihr zukünftiger Gatte sehr unangenehm berührt war, als er sich auf einmal seinem neuen Angestellten gegenüber sah. Sie erinnerte sich, daß er von Tillman nicht viel hielt.

»Wir wollen schnell machen!« drängte Lew und schaute unruhig nach der Tür.

Es kam ihr vor, als ob Onkel Lew befürchtete, selbst im letzten Augenblick könne John Leslie noch hereinkommen und die Trauung verhindern. Trotz allem mußte sie bei dem Gedanken lächeln.

Alles ging rasch vorüber. Die Zeremonie hatte kaum recht begonnen, war sie auch schon zu Ende. Sie unterschrieb mit zitternder Hand das Protokoll. Jetzt war sie Mrs. Frank Sutton – gebunden an diesen Mann neben ihr, der zärtlich ihren Arm hielt.

Sie gab Mr. Tillman die Hand; der drückte sie mit so hartem Griff, daß sie sich darüber wunderte.

»Ich möchte Ihnen noch nicht gratulieren, Mrs. Sutton«, murmelte er, »ich werde meine Glückwünsche auf einen geeigneteren Augenblick verschieben.«

Mrs. Sutton? Sie empfand diesen Namen, mit dem sie zum erstenmal angesprochen wurde, als Faustschlag ins Gesicht. Und doch hatte sie eigentlich keinen Grund, sich beleidigt zu fühlen. Im Gegenteil – der Mann, den sie liebte, war höchstwahrscheinlich ein Verbrecher und saß jetzt hinter Schloß und Riegel. Sie schloß die Augen – Tränen stiegen ihr auf. Traurig, freudlos wie die grauen, langweiligen Wände des Standesamtes erschien ihr das Leben.

»Glaubst du, daß dir Schottland gefallen wird?« fragte Frank Sutton, als sie das Gebäude verlassen hatten. Auch er schien nervös zu sein.

»Sicher wird es mir gefallen.«

## 17

Man hatte den Zinker gefangen. Eine Abendzeitung brachte die Nachricht – doch sehr vorsichtig.

»Ein Mann wurde in der Marlborough-Polizeistation eingeliefert, den man mit dem Raub in der Park Lane in Verbindung bringt.«

Das klang recht einsilbig, doch mehr hatte die Zeitung nicht zu berichten.

Mr. Josua Harras setzte sich zwar nicht gerade auf die Treppenstufen, die zur Marlborough-Polizeistation hinauf führten – das wäre von den ordnungsliebenden Beamten übel vermerkt worden –, aber er beobachtete den Eingang

genau und lief dabei flink auf der Marlborough Street hin und her. Er knöpfte den Mantel abwechselnd auf und zu, was er immer tat, wenn er in großer Erregung war, wobei die eine Seite ständig etwas höher geriet als die andere.

Er war gerade wieder vor dem Eingang der Polizeistation angelangt, als Inspektor Elford aus seinem Wagen ausstieg.

»Hallo, Josua!« begrüßte er den Reporter freundlich. »Ich habe gerade heute morgen mit Barrabal über Sie gesprochen, oder vielmehr – er sprach mit mir. Er hat eine sehr hohe Meinung von Ihnen, und ich wäre nicht überrascht, wenn Sie die Zusammenhänge dieser ganzen Geschichte eher heraus hätten als irgendeiner Ihrer Kollegen!«

»Wer ist denn dieser Leslie?« Harras deutete mit dem Kopf zum Eingang der Polizeistation hinauf.

»Das wissen Sie nicht? Er war der Geschäftsführer von Frank Sutton. Wir haben ihn mit dem gestohlenen Schmuck geschnappt, mein Lieber.«

Elford schien sehr vergnügt zu sein, und zweifellos hatte er auch allen Grund dazu.

»Ist Leslie tatsächlich der Zinker?«

»Es würde mich nicht überraschen. Aber ich kann Ihnen heute abend mehr darüber erzählen.«

Geduldig beobachtete Josua die Polizeistation weiter. Nach einer halben Stunde kam Elford wieder heraus, pfiß vergnügt vor sich hin und ging der Regent Street zu. Aufgeräumt wirbelte er seinen Schirm durch die Luft, kurz, er benahm sich wie eben ein Polizeibeamter, der einen zähen Kunden hinter Schloß und Riegel weiß, dem zehn Jährchen sicher sind.

»Wird Barrabal hierherkommen?« fragte Josua, als er

ihn einholte.

»Der war schon vor einer Stunde hier – er hat Leslie eingehend verhört.« Elford blieb stehen und schaute Harras an. »Sie sollen eine Reportage von mir bekommen, Harras, die größte, die Sie je in Ihrem Leben bekommen haben. Kennen Sie Miss Beryl Stedman?«

»Ich glaube schon ...«

»Nun gut, ich bin sicher, daß Sie an dem Tag, an dem sie heiratet, den interessantesten Mord erleben werden, der Ihnen je untergekommen ist.«

»Um Himmels willen!« rief Mr. Harras erschrocken.

Er eilte in die Redaktion zurück. Mr. Field kam ihm entgegen, als er das Büro betrat.

»Kennen Sie Miss Beryl Stedman?« fragte er und wußte nicht, daß er diese Frage einem andern nachbetete, der sie vor kaum einer halben Stunde gestellt hatte.

»Ich kenne sie – aber warum fragen auch Sie mich eigentlich danach?«

»Sie hat heute nachmittag geheiratet. Gehen Sie sofort nach Wimbledon und sehen Sie zu, ob Sie aus der Geschichte etwas machen können.«

Josua nahm seinen Strohhut ab und wischte sich die Stirn.

»Geheiratet?« fragte er düster. »Das ist ja furchtbar!«

Er dachte in diesem Augenblick aber gar nicht an die Heirat, sondern an den interessanten Mord, den er erleben sollte.

Mr. Tillman war nicht nach Wimbledon eingeladen worden. Nichtsdestoweniger erschien er doch in ›Hillford‹. Als Millie Trent eilig mit dem Taxi ankam, fand sie ihn in der Eingangshalle sitzen. Er hielt die Hände auf den Knien und schien zu schlafen.

»Was tun Sie denn hier, Tillman?« fragte sie ihn aufgeregt. »Es hat Ihnen doch niemand den Auftrag gegeben, hierherzukommen.«

»Mich lädt überhaupt niemand irgendwohin ein«, erwiderte er melancholisch. »Das ist eben so, wenn man ein gewöhnlicher Untergebener ist. Ich zweifle nicht daran, daß Sie in Ihrer hohen Stellung als Vertraute des Direktors der Ansicht sind, daß ich nicht auf dieses glückliche Hochzeitsfest passe.«

»Jedenfalls wäre ich glücklich, wenn Sie nicht so lange Reden halten würden!« fuhr sie ihn an.

»Ich bin aber mit großen Reden eingeladen worden!« meinte Tillman vergnügt. »Ich brachte nämlich einen Brief für Mr. Sutton und erfuhr bei der Gelegenheit, daß er zum Standesamt gefahren sei. So nahm ich mir ein Taxi und kam gerade zurecht, um als Zeuge bei dieser romantischen Trauung fungieren zu können. Ich wurde dann zum Essen eingeladen, und so bin ich eben hergekommen.«

»Wer hat Sie eingeladen?«

»Das habe ich selbst tun müssen. Niemand sonst wäre auf die Idee gekommen, und so habe ich eben das Versäumnis wieder gutgemacht. Mr. Friedman kam meine Hilfe sehr gelegen. Er war allerdings im Zweifel, ob ich mit den Dienstboten oder mit den Herrschaften essen sollte. Aber wir haben uns auf den Kompromiß geeinigt, daß ich eine Schüssel mit den Überresten des Mahles in der



Bibliothek zu mir nehmen könnte.«

Millie war über seine Redseligkeit entsetzt.

»Ich habe Sie noch nie so viel reden hören! Auf wen warten Sie hier eigentlich?«

»Auf Mr. Friedman. Wissen Sie, er ist der Eigentümer des Hauses und hat hier zu befehlen. In seinem schönen Vestibül kann er sitzen lassen, wen immer er will, und selbst die vertraute Sekretärin des Direktors kann daran nichts ändern!«

Sie war nicht sicher, ob Tillman sich über sie lustig machte, was ihre Erregung noch steigerte.

»Wo ist Mr. Sutton?«

»Er ist noch nicht zurückgekommen.«

»Wie – er ist noch nicht zurückgekommen?« wiederholte sie aufgebracht.

»Er mußte aus irgendeinem Grund zur Stadt. Kurz nachdem er weggegangen war, läutete das Telefon, und ich ging an den Apparat. Es war eine fast poetische Nachricht, die für ihn kam. Vielleicht wollen Sie sie ihm selbst ausrichten?«

Millie Trent erlebte Tillman von einer ganz neuen Seite. Im Büro benahm er sich mehr oder weniger respektvoll ihr gegenüber. Wenigstens hatte er noch nie so von oben herab zu ihr gesprochen. Um so wütender machte sie jetzt seine Anmaßung. Da sie aber auf die telefonische Botschaft neugierig war, wies sie ihn nicht weiter zurecht.

»Was für eine Nachricht war es denn?« fragte sie stirnrunzelnd.

Er nahm ein ledergebundenes Notizbuch aus der Tasche und blätterte darin.

»Die ›Empress‹ fährt mit der Morgenflut ab« –«, deklamierte er. »Haben Sie je so eine poetische Nachricht ge-

hört?«

»Die ›Empress‹ fährt mit der Morgenflut ab«, wiederholte sie nachdenklich. »Ich werde es ihm ausrichten.«

Gleich nachdem sie verschwunden war, erschien Friedman unten in der Halle. Er hatte verschiedene Telegramme aufgesetzt, die er Tillman, der sich für weitere Dienste anboten hatte, übergab.

»Geben Sie die Telegramme auf und gehen Sie dann ins Büro zurück – hier haben Sie fünf Pfund!«

Mr. Tillman hob abwehrend die Hand.

»Nein, ich danke Ihnen, Mr. Friedman, es war mir ein Vergnügen, daß Sie mich für den kleinen Dienst ausersehen haben, ich werde mich voraussichtlich mein ganzes Leben lang an den heutigen Tag erinnern.«

»Nun gut –«, sagte Lew. »Waren Sie vorhin am Telefon – ist noch etwas über Leslie bekanntgeworden?«

»Nichts, man liest nur in den Abendzeitungen, daß Barabab den Fall in der Hand hat.« Er lächelte. »Aber dies bezweifle ich sehr.«

Lew schaute ihn mißtrauisch an.

»Wie kommen Sie darauf? Was wissen Sie über Barabab?«

»Wer weiß schon irgend etwas über irgendwen?« fragte Tillman ausweichend. »Aber ein Mann in seiner Stellung, ein Mann, der nicht darauf erpicht ist, in die Öffentlichkeit zu kommen, wird sich kaum mit Leslie befassen. Das ist weiter nichts als eine logische Schlußfolgerung.« Er kratzte sich an der Stirn. »Wissen Sie, Mr. Friedman, wenn es Sie nicht stört, möchte ich hierbleiben, bis die jungen Leute fort sind. Vielleicht kann ich noch irgendwie nützlich sein.«

»Gut«, sagte Lew, nachdem er einen Augenblick nach-

gedacht hatte. »Sie können hierbleiben. Aber geben Sie erst die Telegramme auf. Nur weiß ich wirklich nicht, was ich mit Ihnen anfangen soll. Amüsieren Sie sich im Billardzimmer, wenn Sie wollen – spielen Sie?«

Tillman erwiderte ohne Begeisterung, daß er ein wenig mit den Bällen umzugehen wisse. Lew Friedman wanderte ein paar Minuten ziellos von Zimmer zu Zimmer, zögerte einen Moment am Treppenfuß, ging dann rasch nach oben und klopfte an Beryls Tür.

Sie hatte in den Garten hinausgeschaut und stand noch am Fenster, als er hereinkam.

»Wie geht es dir, Liebling?«

»Und wie geht es dir, Liebling?« neckte sie ihn, obschon ihr nicht nach Scherzen zumute war.

Er nahm ihre Hand.

»Es wird schon alles gut werden. Ich möchte dir etwas sagen, das dich freuen wird.«

Sie sah ihn teilnahmslos an und konnte sich nicht vorstellen, worüber sie sich in diesem Augenblick hätte freuen sollen.

»Ich habe meinen Anwalt beauftragt, für unseren unglücklichen Freund den tüchtigsten Verteidiger zu engagieren.«

Ihre Augen leuchteten kurz auf und füllten sich dann mit Tränen.

»Wie lieb von dir, Lew!« antwortete sie leise und drückte seine Hand. »Ist es nicht ganz unvorstellbar, daß ein Mann wie – wie John Leslie – so gemein sein soll? Nicht, daß er ein Dieb oder Hehler ist, hat mich so verletzt, sondern daß er ... Das ist das Abstoßende – ein Verräter, der das Vertrauen von Menschen mißbraucht!« Sie sah wieder in den Garten hinunter. »Ich kann es nicht glauben.«

Lew war erstaunt.

»Du glaubst es nicht? Aber Beryl, er hat doch selbst zugegeben, der Zinker zu sein – du hast es ja gehört!«

»Nein, ich erinnere mich, jetzt – der Sarkasmus in seiner Stimme. Es ist seine Art, anderen Leuten einfach recht zu geben. – Wo ist mein – Mann? Das klingt entsetzlich sonderbar, nicht wahr?«

»Er ist in die Stadt gegangen«, beeilte sich Lew zu erklären. »Du weißt, mein Liebling, daß alles in solcher Eile gekommen ist, und er hat so viel zu tun, weil Leslie fehlt. Frank muß Ersatz für ihn suchen.«

Es regnete, ein feines, dichtes Geriesel aus schweren Wolken. Es würde die ganze Nacht regnen – wenn sie auf dem Weg nach Schottland war, wenn John Leslie sich auf seinem harten Lager hin und her warf. Sie schloß die Augen. Lew spürte, woran sie dachte.

»Denk doch nicht immer wieder daran!« Um sie auf andere Gedanken zu bringen, fragte er scherzend: »Mein Liebling, weißt du, wieviel du mich heute gekostet hast? Ein kleines Vermögen! Vierzigtausend Pfund!« versicherte er pathetisch. »Und das noch ohne deine persönliche Aussteuer. Ich habe Frank einen Scheck über zwanzigtausend Pfund gegeben. Er schickte gleich seine Sekretärin damit zur Bank. Er ist ein kluger Kopf, dieser Frank. Er zeigte mir den Plan, wie er sein Geschäft erweitern will – er wird noch Millionär werden!«

Plötzlich unterbrach sie ihn und zeigte aus dem Fenster.

»Wer ist das?«

Vom Fenster aus konnte man über den Gartenzaun auf die Straße sehen. Eine kleine Gestalt, in braunem Regenmantel stand dort, einen alten Strohhut auf dem Kopf.

»Ach, schau mal, das ist doch der merkwürdige Reporter

vom ›Postkurier!«

»Laß ihn nicht im Regen stehen, Onkel Lew! Willst du ihn nicht hereinholen und ihm etwas Tee geben? Er ist sicher gekommen, um wegen der Hochzeit Erkundigungen einzuziehen.«

Lew wunderte sich über ihre lebhaftete Anteilnahme, aber so gewitzt er auch war, auf die Idee kam er nicht, daß sie Mr. Harras nur hereinholen wollte, um ihn nach den neuesten Nachrichten über Leslie auszufragen.

Lew Friedman schickte einen Diener hinaus, um den Reporter ins Haus zu bitten. Josua war zwar vom Regen durchweicht, aber das machte ihm anscheinend nichts aus. Er nahm seinen Strohhut ab und versicherte, daß er schon fünf Winter überstanden habe und noch weitere fünf aushalten werde. Jemand mußte sich um Josua gekümmert haben, denn alle Knöpfe seines Mantels saßen ausnahmsweise in den richtigen Knopflöchern.

»Ich kann Ihnen kaum viel Neues bieten«, meinte Lew, »nur das eine, das Sie wahrscheinlich ohnehin schon wissen, nämlich, daß Mr. Sutton verheiratet ist. Wenn Sie nähere Einzelheiten erfahren wollen, können Sie sich an Tillman wenden, der wird Ihnen alles erzählen.«

»Tillman?« Es war schwer auszumachen, ob Josua über diese Nachricht entsetzt war oder ob er sich sonst so heftig für Tillman interessierte. Jedenfalls klang seine Stimme merkwürdig gepreßt. »Ist er hier? Um Gottes willen!«

Beryl unterbrach diese Unterhaltung. Sie nahm Josua am Arm und führte, ja zog ihn beinahe in ein kleines Zimmer, das neben der Halle lag. Lew Friedman freute sich über ihre gute Laune und war Harras dankbar für seine Ankunft, die diesen Umschwung bewirkt hatte. Aber auf einmal begriff er, warum sie sich so für den Reporter interessierte, und er ließ die beiden in dem Zimmer allein.

Beryl fragte Harras auch sofort nach John Leslie.

»Nein, ich habe Captain Leslie nicht gesehen«, antwortete Josua.

»Mr. Harras, könnten Sie mir einen großen Gefallen tun?« fragte sie eindringlich. »Würden Sie hingehen und Geld für ihn überbringen? Es wäre ja möglich, daß er Extraverpflegung bekommen kann. Vielleicht dürfen Sie ihn auch sprechen. Sagen Sie ihm, daß Mr. Friedman einen tüchtigen Anwalt für ihn engagieren will. Aber ich möchte nicht, daß Sie ihm sagen, daß ich schon – verheiratet bin. Das wird er noch früh genug erfahren. Würden Sie das für mich tun?«

Josua strich sich nachdenklich über die Stirn.

»Ich werde natürlich alles tun, was in meinen Kräften steht, aber man wird mir nicht gestatten, ihn zu sprechen, denn Sie können sich ja vorstellen, daß Leute meines Berufs nie zu Gefangenen gelassen werden. Es ist natürlich ein Handikap, daß wir die interessantesten Verbre... – Gefangenen nicht persönlich sprechen dürfen.«

»Aber vielleicht wäre es möglich, ihm eine kleine Nachricht durch Sie zukommen zu lassen? Würden Sie so gut sein und es versuchen? Und mir dann mitteilen, was Sie ausrichten konnten? Vielleicht hat er auch eine Botschaft für mich.«

Sie öffnete ihre kleine Handtasche, nahm ein Bündel Banknoten heraus und wollte ihm alle geben.

»Wenn Sie mir eine geben, genügt es vollkommen. Ich werde das Geld dem Polizeiinspektor aushändigen. Soviel ich weiß, ist es schon möglich, einem Untersuchungsgefangenen kleine Annehmlichkeiten zu vermitteln. War Mr. Tillman bei Ihrer Trauung zugegen?«

»Ja, er war sogar Trauzeuge. Kennen Sie ihn?«

Harras schaute sie entgeistert an.

»Ja, ich habe von ihm gehört – aber Sie haben ihm doch hoffentlich nichts über Captain Leslie gesagt?«

»Ich?« fragte sie erstaunt. »Nein, warum meinen Sie? Würde er ihm irgendwie helfen können?«

Er überhörte ihre Frage.

»An Ihrer Stelle, Miss Stedman« – sie freute sich, daß er ihren Mädchennamen gebrauchte –, »würde ich mit niemandem über Captain Leslie sprechen. Sie könnten ihn fragen – nein, es ist sogar besser, Sie fragen ihn nicht. Es fällt mir schwer, darüber zu reden, aber ich weiß, daß Sie dem Captain zugetan sind, und deshalb finde ich, daß es im Interesse aller Parteien ist ... Sie begreifen mich doch?« Er wartete, und sie nickte.

»Nun ja, ich werde Ihren Auftrag ausführen. Aber Sie verstehen – ich habe nichts über Tillman gesagt!«

## 19

Harras hatte sich entfernt, bevor Tillman von seinem Gang zurückkam. Beryl betrachtete den neuen Angestellten Frank Suttons nun mit ganz anderen Augen. Offenbar war er ein fähiger Mensch, den man nicht dadurch unterstützen mußte, indem man ihm, nach Franks Muster, eine Chance gab. Er hatte etwas von der Geschmeidigkeit eines Tigers, und in seinem scharfen Blick lag etwas Forschendes.

Sie hatte Zeit, ihn zu beobachten, denn Frank war noch nicht aus der Stadt zurückgekommen. Millie Trent, die eine große Aktentasche voll Banknoten mitgebracht hatte, nahm das ganze Wohnzimmer für sich allein in Anspruch. Beryl mochte sie nicht leiden. Belustigt stellte sie die ge-

gegenseitige Abneigung zwischen Franks Sekretärin und Mr. Tillman fest. Sobald die beiden sich begegneten, stritten sie miteinander. Aber um Tillman Gerechtigkeit widerfahren zu lassen – die Ausbrüche des Ärgers kamen eigentlich nur von Millie Trents Seite. Tillman saß meistens in der Halle, und das schien sie zu stören.

»Können Sie denn keinen andern Platz finden?« maulte sie. »Ich würde es auch vorziehen, im Wohnzimmer zu sitzen, wenn Sie es nicht mit Beschlag belegt hätten!«

Ein andermal, als sie durch die Halle kam, sagte Tillman gelangweilt:

»Noch kein Anruf?«

»Was wollen Sie damit sagen – noch kein Anruf?«

»Sie erwarten doch einen Anruf, und der läßt auf sich warten.«

»Kümmern Sie sich um Ihre eigenen Angelegenheiten!«

Beryl hörte alles durch die offene Tür der Bibliothek und war froh, dadurch eine Ablenkung zu haben. An ihre Lage und vor allem an ihre Ehe wollte sie nicht mehr denken.

Ganz hinten in der Halle befand sich das Telefon, und Tillman hatte mit seiner Vermutung schon recht, denn sooft er, wenn es klingelte, aufstand, um abzuheben, eilte Miss Trent aus dem Wohnzimmer herbei und erreichte den Apparat jedesmal früher als er.

Schließlich kam ein Anruf Frank Suttons. Er teilte mit, daß er bereits auf dem Weg nach Wimbledon sei.

»Welche Freude!« murmelte Tillman herausfordernd, als Millie an ihm vorüberging. Sie drehte sich nervös um.

»Ich wünsche nicht, mich mit Ihnen zu unterhalten!«

»Ganz meinerseits!«

»Sie werden noch Ihre gute Stellung verlieren!« rief sie ihm böse zu.



Beryl hörte ihn lachen.

»Eine so gute Stelle ist es auch wieder nicht, wie Sie sich einbilden! Ich habe es satt, lange Zahlenreihen zu addieren, die nichts besagen und lediglich nicht existierende Exportwaren vortäuschen sollen.«

Beryl horchte gespannt, weil sie eine scharfe Entgegnung erwartete, doch zu ihrem Erstaunen erwiderte Miss Trent nichts, sondern warf nur krachend die Wohnzimmertür zu.

Nach einigen Minuten jedoch hörte sie Millies Stimme wieder. In einem viel freundlicheren Ton fragte sie Tillman:

»Was meinten Sie eigentlich vorhin mit den nicht existierenden Exportwaren?«

»Alle Exportartikel existieren für mich nicht, es sei denn, daß ich sie sehen kann. Zahlen sagen mir überhaupt nichts, ich kann mir darunter nichts vorstellen. Wissen Sie, ich bin eben ein krasser Materialist, ich muß die Ballen und Kisten wirklich sehen – sonst sind sie für mich nicht vorhanden, wie ich Ihnen ja schon sagte.«

»Sie sind ein dummer Mensch!«

Die beiden sprachen nicht mehr miteinander, bis Frank Sutton erschien.

»Hallo, Tillman, was, zum Teufel, treiben Sie hier?«

»Ich bin hier im Amt, Sir.«

Frank lachte.

»Ich werde Sie demnächst zum Geschäftsführer machen.«

»Da sei Gott vor!« entfuhr es Tillman spontan.

Sutton hielt es für einen guten Witz. Er lachte übermäßig und hatte sich noch immer nicht beruhigt, als er zu Beryl in die Bibliothek trat.

»Ich habe einen schrecklichen Nachmittag verlebt, mein Liebling.« Er setzte sich zu ihr und legte seinen Arm um ihre Schulter. »Du hast keine Ahnung, was für ein furchtbares Durcheinander im Büro herrscht. Zum Glück weiß Miss Trent im Geschäft Bescheid und kann mir vieles abnehmen. Ganz unsinnigerweise bestand schließlich ein Kunde auch noch darauf, mich im ›Leopard‹ zu treffen!«

Lew Friedman war in diesem Moment eingetreten und erkundigte sich überrascht:

»Leopard? Meinen Sie etwa den Leopard-Club?« Er lächelte merkwürdig dabei.

Frank nickte unsicher.

»Großer Gott!«

»Kennen Sie ihn?« fragte Frank.

»Nun – ja.« Lew zögerte. »Ich kenne den Inhaber – ein alter Soldat, er heißt Anerley. Ich habe ihm früher einmal mit Geld ausgeholfen. Aber es ist schon lange her.«

»Sind Sie in letzter Zeit einmal im Club gewesen?« forschte Frank.

Aber offensichtlich wollte Lew darauf nicht direkt antworten.

»Ich traf Anerley nach dem Krieg in Johannesburg. Er ist in mancher Beziehung ein guter Kerl, obgleich er ein schrecklicher Raufbold sein kann. Dann traf ich ihn hier vor ein paar Jahren wieder. Er hatte die Möglichkeit, das Lokal zu kaufen – der Club war von der Polizei geschlossen worden. Bill glaubte, daß er wegen seines Militärdienstes Aussicht habe, die Konzession zurückzuerhalten, und darin hatte er sich auch nicht getäuscht.«

Doch Frank ließ nicht locker.

»Sind Sie kürzlich dort gewesen?«

Wieder wich Lew aus.

»Es mag zwanzig Jahre her sein, daß ich zum erstenmal dort war. Der Club liegt in der dritten Etage, das stimmt doch? Man fährt im Fahrstuhl hinauf – im übrigen erinnere ich mich an einen sehr brauchbaren Feuer-Notausgang, den man benutzen konnte, wenn die Polizei den Club kontrollierte. Das kam beinahe jede zweite Woche vor.«

Beryl war es sehr recht, daß die beiden von diesem Thema nicht loskamen. Unter keinen Umständen wollte sie sich über ihre Hochzeitsreise unterhalten.

»Ja, es ist nicht gerade ein repräsentables Lokal«, meinte Frank.

Plötzlich erinnerte sich Lew an das Telegramm, das gestern abend gekommen war. Vielleicht hatte er auch nach einer Möglichkeit, das Thema zu wechseln, gesucht.

»Ich kann das Telegramm im Moment nicht finden!« Er suchte den mit allerlei Papieren belegten Bibliothekstisch ab. »Aber ungefähr stand folgendes darin: »Kabinen für Jackson belegt. Pacific.««

»Kabinen belegt für wen?«

Lew Friedman hörte hinter sich ein Geräusch und einen heiseren Laut und sah sich erstaunt um. In der offenen Tür stand Miss Trent, und ihre Haltung war zumindest etwas beunruhigend.

»Diese Angelegenheit hat nichts mit Ihnen zu tun –«, fuhr Frank sie unhöflich an, »ich brauche Sie jetzt noch nicht, Miss Trent!«

Friedman hatte den Eindruck, daß sie furchtbar erregt war und sich sehr zusammennahm, um ihre Haltung zu bewahren.

»Ich bin im Wohnzimmer, wenn Sie mich brauchen«, sagte sie beherrscht und ging wieder hinaus.

»Eine merkwürdige Frau!« murmelte Lew.

Frank zuckte die Schultern.

»Sie ist seit vierzehn Jahren bei mir angestellt«, meinte er verdrießlich. »Manchmal ist sie ein wenig kompliziert.«

»Ja, das scheint mir auch so«, bestätigte Lew schroff.

»Wollen wir eine Partie Billard spielen?« fragte Frank, als Beryl wieder in ihr Zimmer hinaufgegangen war. »Ich bin nervös, ich muß mich beruhigen.«

»Das ist nicht die richtige Stimmung zum Billardspielen.« Friedman blieb stehen und lauschte, bis er die Tür zu Beryls Zimmer sich schließen hörte. »Was haben Sie mit der Frau?«

»Ich – mit der Frau?« Frank schien wie vom Donner gerührt. »Sie meinen doch nicht Millie Trent?«

»Doch, ich meine Millie Trent.«

»Was ich mit ihr –? Aber, um Himmels willen, Sie bilden sich doch nicht etwa ein ...«

»Ich bilde mir gar nichts ein. Ich frage Sie nur«, erklärte Lew bestimmt. »Aber ich sage Ihnen eines, Frank, wenn irgend etwas zwischen Ihnen und Miss Trent besteht, so ist das heute zu Ende! Ich kenne die Männer und weiß, daß selbst die besten sich mit den unmöglichsten Frauen compromittieren. Wenn Sie Geld brauchen, um sie loszuwerden, dann gebe ich es Ihnen. Nur eines müssen Sie wissen – Beryls Glück ist das erste und letzte, von dem meine Handlungen bestimmt werden.«

Frank nahm ihn liebenswürdig am Arm.

»Mein lieber Lew, ich würde Ihnen böse sein, wenn es anders wäre. Es war heute ein schrecklicher Tag, für Sie und vor allem für Beryl. Ach, ich wünschte, ich könnte diesem Leslie aus der Patsche helfen!«

»Das sieht Ihnen wieder einmal ganz ähnlich!«

Sie suchten das Billardzimmer auf. In der Halle saß Mr.

Tillman immer noch auf seinem Posten.

»Brauchen Sie diesen Menschen eigentlich noch?« fragte Frank skeptisch.

»Er bat mich, bleiben zu dürfen. Vielleicht kann man seine Dienste wirklich noch brauchen.«

»Ich wüßte nicht wofür!«

Frank lachte und suchte sich ein Queue aus.

Sie hatten kaum fünf Minuten gespielt, als Lew Friedman wieder auf die wütende Sekretärin zu sprechen kam, die ihn noch immer beschäftigte.

»Was tut sie eigentlich hier?«

»Ach, lassen Sie sie!« wehrte Frank sorglos ab. »Die kann warten. Ich habe noch eine Reihe schrecklicher Geschäftspapiere mit ihr durchzugehen. Aber dazu ist immer noch Zeit.«

Miss Trent war aber nicht die Frau, die sich so leicht in Geduld faßte. Zweimal erschien sie in der Tür zum Billardzimmer, und ihr Gesicht verhiieß nichts Gutes.

## 20

Dann kam das Essen. Jedes Wort der Unterhaltung wirkte unnatürlich und gekünstelt. Frank war sichtlich mit seinen Nerven am Ende, und nach einer Weile steckte er auch Onkel Lew mit seiner Unruhe an.

Die Mahlzeit wollte kein Ende nehmen. Als man endlich beim Dessert und Kaffee angelangt war, meldete der Diener Mr. Josua Harras. Beryl erhob sich sofort.

»Ich glaube, er will mich sprechen«, versicherte sie und verließ eilig das Speisezimmer.

Doch Onkel Lew witterte jetzt überall Gefahren. Kaum war sie in der Halle, kam er auch schon hinter ihr her. Überrascht stellte er fest, daß Tillman verschwunden war. Nur der Diener und Josua Harras befanden sich in der Halle. Der Strohhut des Reporters war durch den ständigen Regen noch unansehnlicher geworden.

»Nun, Mr. Harras?« fragte Friedman. »Was bringen Sie für Nachrichten? Gute oder schlechte?«

Er stieß die Tür zur Bibliothek auf und half Harras beim Ausziehen des Mantels. Beryl durchschaute seine Absicht – er wollte verhindern, daß sie irgendwelche Nachrichten von Leslie erhielt. Im ersten Moment wurde sie zornig über diese Bevormundung, aber dann kam ihr ihre ganze ohnehin hoffnungslose Lage wieder zum Bewußtsein. Es war ja alles nicht so wichtig. Was konnte es auch helfen?

Zu ihrem Erstaunen kam ihr Onkel aber selbst darauf zu sprechen.

»Haben Sie irgendeine Botschaft von Leslie?«

Josua hustete verlegen.

»Nein – ich habe keine direkte Botschaft von Captain Leslie. Für niemand.«

Lew brummte zufrieden.

»Das ist gut ...«

»Also – ich habe keine Botschaft«, wiederholte Josua, »denn ich traf niemand, dem ich meinen Auftrag bestellen konnte. Captain Leslie ist auf Bürgschaft wieder freigelassen worden.«

Man sah die Bestürzung in Lews Zügen deutlich.

»Was, auf Bürgschaft freigelassen?« fragte er konsterniert. »Ein Mann, der früher schon im Gefängnis gesessen hat, und gegen den jetzt ein schwerwiegender Verdacht besteht – auf Bürgschaft freigelassen?«

»Ich bin selbst auch sehr erstaunt«, erwiderte Josua. »Ich sagte zum diensttuenden Polizeiinspektor, daß das ein außergewöhnlicher Fall sei.«

»Er ist also nicht mehr gefangen?« fragte Beryl. »Gott sei Dank!«

»Er ist nicht mehr im Gefängnis, das heißt, er ist aus der Untersuchungshaft in der Marlborough-Polizeistation entlassen worden, wo doch sonst Verhaftete vorläufig verwahrt werden. Daraufhin versuchte ich, ihn aufzufinden, aber er ist weder in seiner Wohnung noch im Büro.«

Die letzte Feststellung hatte Mr. Harras in wachsender Erregung vorgebracht.

Auf Sutton, der den andern in die Halle nachgefolgt war, machte die Neuigkeit einen erstaunlichen Eindruck. Er wurde blaß.

»Leslie freigelassen? Da hat man Ihnen nicht die Wahrheit gesagt!«

»Ich irre mich nicht«, verwahrte sich Josua gekränkt. »Entweder weiß ich etwas, oder ich weiß es nicht. Ich berichte nur Tatsachen – und Captain Leslie ist auf Bürgschaft entlassen worden. Es ist ein ganz merkwürdiges Vorkommnis, wie ich auch dem Polizeiinspektor vom Dienst sagte ...«

»Ja, ja«, wehrte Lew ungeduldig ab, »wir wissen schon, was Sie dem Inspektor vom Dienst gesagt haben. Aber wann wurde er entlassen?«

»Wahrscheinlich nach dem Besuch von Inspektor Barrabal. Aber es ist nicht einmal sicher«, erläuterte Harras gereizt, »ob Barrabal ihn überhaupt aufgesucht hat. Möglicherweise hat mich Mr. Elford, dessen Unzuverlässigkeit ein öffentlicher Skandal ist, hinters Licht geführt. Einzig feststehende Tatsache ist, daß der Captain, als er die Marlborough-Polizeistation verließ, in einem Taxi mit unbe-

kanntem Ziel davonfuhr.«

Dieser entschiedenen Erklärung folgte ein tiefes, betretenes Schweigen.

»Außerordentlich!« meinte schließlich Onkel Lew. Mehr fiel ihm dazu vorerst nicht ein. Er schaute auf die Uhr und nickte. »Aber von irgendwelcher Wichtigkeit ist es nicht. Wollen Sie etwas trinken, Mr. Harras?«

Josua nahm die Einladung gerne an. Als ihn Mr. Friedman durch die Halle führte, begann er unvermittelt von neuem:

»Wissen Sie, der Polizeiinspektor vom Dienst auf der Marlborough-Station – als ich ihm sagte, daß ... Entschuldigen Sie, wenn ich darauf zurückkomme – er hat eine lange Diensterfahrung und bestätigte mir ...«

»Der Mann hat sicher recht«, unterbrach Lew und schob Harras ins Wohnzimmer, wo er Millie Trent vorfand.

Sie wartete auf jemand anders, und es fiel ihr schwer, die Fassung zu bewahren.

»Was wollen Sie?« fuhr sie ihn an.

»Eine kleine Erfrischung!«

Josua rieb sich erwartungsvoll die Hände.

Auf dem Tisch standen eine Flasche Whisky, ein Siphon mit Sodawasser und Gläser. Vermutlich hatte sich Miss Trent bereits gestärkt.

»Also, was gibt's?« fragte sie wieder.

»Ich habe jetzt die Pflichten, die früher der Gott Merkur innehatte«, antwortete er mit einer leichten Verbeugung. »Mit anderen Worten – ich überbringe Nachrichten, sowohl gute wie schlechte.«

Sie wurde aufmerksam.

»Was für schlechte Nachrichten bringen Sie?«



»Was für den einen eine gute Botschaft ist, kann für den andern eine schlechte sein und umgekehrt«, meinte Harras vieldeutig.

»Also, um Gottes willen, schwatzen Sie nicht soviel! Was ist passiert?«

Er beobachtete sie genau.

»Captain Leslie ist auf Bürgschaft aus dem Gefängnis entlassen worden.«

Sie zuckte zusammen und trat zurück, als ob sie einen Schlag ins Gesicht bekommen hätte.

»Das kann ich nicht glauben!« rief sie.

Aber da im gleichen Augenblick Tillman ins Zimmer kam, mußten sie das Gespräch abbrechen.

»Geben Sie dem Herrn etwas zu trinken!« befahl sie und eilte hinaus.

Tillman ging zur Tür, die Mühe offengelassen hatte, und schloß sie.

»Was haben Sie hier zu tun?« Es klang unhöflich, wie bei einem Verhör. »Sie vergeuden nur Ihre Zeit in ›Hillford‹.«

Josua lächelte harmlos.

»Ich glaube, daß ich aus dem gleichen Anlaß hier bin wie Sie. Ich möchte ein paar Dinge herausbringen und führe eine kleine, private Nachforschung durch. Wenn der Aufenthalt hier Ihnen wichtig erscheint, dann ist er ganz bestimmt auch für mich ein ergiebiger Jagdgrund. Vielleicht wissen Sie nicht ...«

»Oh, ich weiß schon«, unterbrach ihn Tillman und schenkte den Whisky ein. Josua schaute ihm dabei gedankenvoll zu.

»Ich habe Sie gleich wiedererkannt, als ich Sie sah. Wenn ich einmal ein Gesicht gesehen habe, vergesse ich

es nicht mehr.« Er nahm das Glas aus Tillmans Hand.  
»Also, auf das Wohl der glücklichen Braut – das heißt, wenn sie glücklich ist.«

Tillman musterte ihn zweifelnd.

»Ich bin neugierig, ob Sie mich wirklich kennen. Ich habe zwar eine Ahnung, daß wir uns irgendwo getroffen haben ...«

»Ich sah Sie damals bei der Verhandlung des Mordprozesses Corthurst –«, murmelte Harras, »in Chelmsford vor drei Jahren, es können auch vier sein. Es gibt dort ein gutes Bier im ›Roten Löwen‹.«

»Ich war gespannt – aber ich hatte gehofft, daß Sie mich nicht erkennen würden.«

Tillman schenkte jetzt auch für sich Whisky und Sodawasser ein. Er trank das Glas in einem Zug leer.

»Sie trugen damals keinen Schnurrbart«, sagte Harras.  
»Aber ich vergesse den Gang eines Menschen nie. Sie kennen doch meine Methoden, Watson?«

»Wie? Was ... Ich mag vielleicht nicht Tillman heißen, aber sicherlich heiße ich nicht Watson.«

»Dann kennen Sie auch meine Methoden nicht.«

Tillman stellte sein Glas hin.

»Nehmen Sie noch einen Schluck?«

»Tut mir leid, danke.« Josua hob die Hand. »Heute nachmittag hat mich schon jemand gefragt, ob ich Sie von früher her kennen würde. Wer war es doch gleich – ach richtig, Miss Trent. Sie werden entlassen! Ich vermute, das wissen Sie auch schon?«

Sie lachten beide.

»Ich freue mich schon auf die Kündigung«, sagte Tillman trocken.

Harras schaute sich um und rückte dann näher.

»Würden Sie mir nicht erzählen, was Sie entdeckt haben? Aber ich sehe es schon Ihrem Gesicht an, daß Sie mir nichts sagen wollen! Ja – aber vielleicht kann ich Ihnen etwas berichten? Das Allerneueste sozusagen – Captain John Leslie ist freigelassen worden!«

Josua hatte diese Pointe sehr wirkungsvoll vorgebracht, doch sie schlug nicht ein. Tillman lachte nur leise.

»Ich hatte so etwas erwartet. Ich wäre sehr erstaunt gewesen, wenn es nicht geschehen wäre.« Er hörte Geräusche in der Halle, öffnete die Tür und schaute hinaus. »Das Gepäck wird fortgeschafft!«

Dann machte er Beryl Platz, die ins Zimmer kam.

Sie ging gleich auf Josua zu.

»Mr. Harras –«, begann sie leise, »wenn ich einen Brief an die Redaktion des ›Postkurier‹ schicke, werden Sie ihn dann bekommen?«

Josua lächelte melancholisch.

»Ja, schreiben Sie ›Privat‹ darauf, dann wird er vorher nur zweimal gelesen.«

Sie wollte noch mehr sagen, aber Lew Friedman war ebenfalls ins Zimmer gekommen und ließ sie nicht mehr aus den Augen. Er schien guter Laune zu sein.

»Nun, Mr. Harras, ich weiß nicht, was wir Ihnen sonst noch für Neuigkeiten bieten könnten. Ich habe nichts Sensationelles mehr für Sie.«

Josua schien dies zu bedauern.

»Erzählen Sie mir einfach irgend etwas – wir machen dann schon etwas Sensationelles daraus!« Er grinste Mr. Friedman listig zu. »Seit zehn Jahren haben wir keine richtige Sensation mehr in der Zeitung gehabt – seit damals, als die Polizei den Leopard-Club aushob und mehrere älte-

re Herren über die Notleiter verduften mußten!«

Es war interessant, Lew Friedmans Gesicht zu beobachten, aber schließlich lachte er.

»Donnerwetter, Sie haben aber ein gutes Gedächtnis! Kamen Sie damals zusammen mit der Polizei?«

»Nein, ich kam etwas früher. Aber ich verdrückte mich auch, bevor man mich erkannte, und so kam es denn, daß ich mit Ihnen zusammen durch den Notausgang entwischte.«

Lew lachte noch immer.

»Das waren noch Zeiten im Leopard-Club! Merkwürdig, ich sprach gerade heute abend mit Mr. Sutton über den Club. Er ist noch Mitglied, es soll jetzt gesitteter zugehen dort, wie er mir versicherte.«

Beryl war gegangen, und auch Tillman hatte sich unauffällig zurückgezogen, so daß die beiden allein blieben.

»Ach, es geht auch heute noch hoch her dort«, sagte Harras. »Man hat einen neuen Notausgang gebaut, der viel größer ist – da können sich jetzt gleich vier zu gleicher Zeit aus dem Staub machen.«

Sie gingen in die Halle und trafen dort Frank Sutton. Im Hintergrund wartete Millie Trent, bitterböse dreinschauend. Frank schien nicht gerade erfreut zu sein, den Reporter hier anzutreffen.

»Sie geben doch der Presse keine Informationen, Lew?« fragte er beunruhigt. »Ich meine wegen der Trauung? Was werden Sie über die Hochzeit berichten?« wandte er sich direkt an Harras.

»Nichts«, erwiderte Josua. »Wahrscheinlich werden einige Zeilen über Sie in der ›Wimbledon Gazette‹ stehen, im ›Postkurier‹ wird jedoch dieses glückliche Ereignis nicht die geringsten Wellen schlagen – höchstens unter der

Rubrik ›Trauungen in Wimbledon‹ erscheint eine kurze Notiz. Solche standesamtlichen Nachrichten sind unvermeidlich wie der Regenfall.«

Dieses belanglose Gespräch wurde durch den Diener unterbrochen, der in der Halle erschien.

»Was gibt's?« fragte Friedman.

»Es wünscht Sie jemand zu sprechen, Sir. Captain Leslie!«

Einige Augenblicke herrschte tiefes Schweigen. Harras beobachtete Sutton unausgesetzt und bemerkte, wie er die Farbe wechselte.

»Führen Sie ihn herein!« befahl Friedman.

»Aber ...« begann Frank.

Lew brachte ihn mit einer Handbewegung zur Ruhe.

»Führen Sie ihn nur herein – es wäre besser, wenn Sie jetzt gingen, Harras!«

Der Reporter verließ ohne Protest das Haus.

Wieder trat Schweigen ein.

## 21

Langsam kam John Leslie hereingeschlendert und sah von einem zum andern.

»Nun?« fragte Mr. Friedman.

»Ich möchte Mr. Sutton sprechen.«

Leslies Stimme klang hart und bedrohlich.

»Gut, reden Sie mit ihm!« Friedman sprach übermäßig laut. »Ich ließ Sie hereinkommen, weil ich Ihnen traue – aber Sie dürfen nicht heftig werden! Sie wissen, ich bin auch noch hier.«

»Ich weiß, und ich habe ja schon einmal gesagt, was für ein bewundernswerter Mensch Sie sind, Friedman!«

»Schon gut – aber machen Sie keinen Spektakel! Sie können froh sein, daß Sie wieder frei sind. Die Zeit und die Anwendung der Gesetze haben sich doch etwas geändert.«

Leslie schaute Sutton scharf an.

»Die Strafen sind die gleichen geblieben – Zuchthaus für Hehler und große Unannehmlichkeiten für Zinker.«

Friedman war auf dem Posten und paßte gut auf. Er wollte unter allen Umständen jeden Lärm oder Streit vermeiden.

»Ich dachte, die Polizei hätte Zinker gern«, äußerte er leichthin.

»Ja, aber nur eine Zeitlang. Man nützt sie aus, und eines Tages setzt man sie fest.«

»Hören Sie, Leslie«, sagte Lew, »ich möchte etwas für Sie tun. Können Sie mit tausend Pfund geschäftlich etwas anfangen?«

»Ich trage Ihnen nichts nach, Leslie ...« begann jetzt auch Sutton, aber sein Geschäftsführer unterbrach ihn.

»Wenn Sie je etwas für mich getan haben, so ist es längst ausgeglichen.« Leslie wandte sich an Friedman. »Ich möchte Ihnen einen Rat geben. Wenn Sie ein paar tausend Pfund übrighaben, dann schenken Sie sie Sutton, damit er dieses Land so schnell wie möglich verlassen kann. Morgen in aller Frühe geht ein Dampfer nach Kanada ab – es bleibt noch reichlich Zeit, den Anschlußzug zu erreichen.«

»Sie wollen also keine Vernunft annehmen?«

Leslie zeigte auf den totenblassen Sutton.

»Sie wissen doch, was für einen Schwiegersohn Sie be-

kommen? Den Zinker – den größten Schuft in London! Einen ganz gemeinen Kerl, der mehr arme Teufel ins Gefängnis gebracht hat als irgendein Polizeibeamter!«

Friedman schüttelte verständnislos den Kopf.

»Hat er Sie denn ins Gefängnis gebracht?«

»Nein, dafür bin ich selbst verantwortlich.«

»Sehen Sie, Leslie!« versuchte ihn Lew zu beschwichtigen. »Ich möchte nicht mit Ihnen streiten. Sie sind Sutton böse wegen einer ganz anderen Sache. Wir wollen nicht darauf zurückkommen, ich weiß, wie Ihnen zumute ist. Aber ich bin für das Glück eines Menschen verantwortlich.«

»Ich auch!« schrie Leslie und machte einen Schritt auf Frank Sutton zu. »Wenn Sie Beryl Stedman heiraten, bei Gott, bringe ich Sie um!«

Friedman vertrat ihm den Weg.

»Sie sind ja verrückt!« beschwor er ihn. »Sie wissen nicht, was Sie tun. Nehmen Sie sich in acht! Bis zu einem gewissen Grade lasse ich mit mir reden, aber das ist zu stark, Leslie! Hier in meinem Hause habe ich auch noch etwas zu sagen!«

Zum erstenmal sah er Leslie in solcher Wut – mit weißem, verbissenem Gesicht.

»Lassen Sie doch Sutton selbst reden! Müssen Sie ihn dauernd wie ein Kindermädchen betreuen?«

Sutton lachte gezwungen.

»Sorgen Sie sich wirklich nicht um mich, Lew, ich kann mich schon um meine eigene Sache kümmern!«

»So? Können Sie das?« schleuderte ihm Leslie sarkastisch ins Gesicht. »Sie haben sich allerdings nur um sich selbst gekümmert, seit Sie dieses betrügerische Geschäft betreiben. Sie haben sich um sich selbst gekümmert, als

Sie mich für Ihre Pläne opferten, so wie Sie Ihre früheren Geschäftsführer geopfert haben!«

»Sie sind ein verdammter Lügner!« brüllte Sutton.

Lew Friedman schüttelte hilflos den Kopf.

»Also, nun beruhigen Sie sich doch und gehen Sie fort, Leslie!«

»Ein Schwindelgeschäft mit gefälschten Büchern!« rief Leslie. »Ihre eigentliche Arbeit tun Sie in Ihrem Auto und im Leopard-Club!« Er sah, wie Friedman aufhorchte. »Dort treffen Sie die Gauner und halten sich auf dem laufenden – ich warne Sie, Sutton!«

Lew hörte ein Geräusch oben im Korridor und ging schnell zur Tür, um sich zu vergewissern.

»Also, jetzt ist Schluß!« erklärte er energisch. »Machen Sie, daß Sie hinauskommen!«

Doch Leslie hörte nicht auf ihn.

»Lassen Sie die Finger von Beryl, Sutton! Halten Sie sich an ihre alten Verbündeten!«

Friedmans Hand fiel schwer auf seine Schulter. »Gehen Sie schleunigst durch den Garten –«, sagte er bittend. »Verschwinden Sie, Leslie, tun Sie es mir zuliebe – da, die Tür zum Garten, draußen ist ein Dienstboteneingang, um die Hausecke ...«

Leslie war unschlüssig.

»Ich bitte Sie dringend darum!«

»Nun gut – Miss Stedman kommt wohl?« Er ging zur Tür, öffnete sie, drehte sich nochmals um. »Sie wissen nicht, was ich für Sie tue, Sutton!«

Dann verschwand er in der Dunkelheit.



Sutton atmete schwer. Als er ebenfalls auf die Terrassentür zugehen wollte, zog ihn Friedman zurück.

»Bleiben Sie!« zischte er böse. »Als Leslie hier war, hatten Sie Zeit, ihm entgegenzutreten. Nehmen Sie sich jetzt zusammen, wenn Beryl kommt.«

»Haben Sie gehört, was er ...« stammelte Sutton. »Er hat mich beschuldigt ... Mein Gott, was für eine Verwegenheit dieser Mensch besitzt!«

Lew drückte seinen Arm, daß er stöhnte. Beryl hatte das Zimmer betreten. Sie war schon vollständig für die Reise angezogen, ging zum Schreibtisch, setzte sich, zog die Schublade auf und suchte nach etwas. Lew sah ihr trauriges Gesicht.

»Kann ich dir helfen, Beryl?« fragte er unsicher.

»Nein, ich muß das allein tun, wenn du nichts dagegen hast.«

Lew seufzte erleichtert auf. Sie hatte also nicht gehört, daß Leslie dagewesen war.

»Du hast noch viel Zeit, Beryl, es sind noch mindestens drei Stunden, bis der Zug fährt.«

Sie nickte, nahm einen Bogen Schreibpapier und wartete. Frank verstand, daß sie allein sein wollte.

»Kannst du das nicht bis später lassen, Beryl?« fragte er nervös.

Es gelang ihm nicht, seinen alten, harmlosen Unterhaltungston zu finden. Lew nahm ihn am Arm.

»Kommen Sie mit, wir wollen hinausgehen und Tillman wegschicken. Dann sind wir allein im Haus, ohne Angestellte und Zeitungsreporter!«

»Ich dachte, Beryl sollte wissen ...« begann Sutton, noch immer außer sich.

»Halten Sie den Mund!« flüsterte Lew. »Was wollen Sie ihr sagen? Sie sind wohl nicht ganz bei Verstand!«

Bevor Frank weiteres Unheil anrichten konnte, schob er ihn aus dem Zimmer und schloß die Tür hinter sich.

Beryl war allein. Sie schaute den beiden verwundert nach. Was wollte ihr Frank mitteilen, was sie nicht wissen sollte? Aber dann zuckte sie die Achseln und tauchte die Feder ein. Es war das sechstmal, daß sie zu schreiben versuchte, diesmal mußte es gelingen. Sie war froh, daß John wieder in Freiheit war. Mit diesem Gedanken wenigstens konnte sie von hier fortgehen.

Sie schrieb einige Zeilen, las sie durch, wollte den Brief wieder zerreißen, bezwang sich jedoch. Nur wenige Worte war sie weitergekommen, als sich die Terrassentür öffnete. Erschrocken schaute sie auf.

Erst traute sie ihren Augen nicht, aber dann sprang sie mit einem Schrei hoch. Im nächsten Augenblick lag sie in John Leslies Armen. Er zog sie an sich, flüsterte ihr Unzusammenhängendes ins Ohr.

»O John, John!« schluchzte sie. »Bist du frei?«

Er sah nach der Tür. Kein Geräusch war zu hören.

»Ja, ich bin frei. Sie waren doch nicht so sicher, daß ich schuldig bin.«

»Ich habe mir so viel Sorgen um dich gemacht und war so unglücklich! Ich wollte dir gerade einen Brief schreiben und Mr. Harras bitten, dich zu suchen.«

Sein Blick war noch immer auf die Tür gerichtet.

»Ist es möglich, daß jemand kommt?«

»Nein, sie sind ins Billardzimmer gegangen.« Sachte machte sie sich aus seiner Umarmung frei, ging zur Tür,

öffnete sie und lauschte. Sie hörte das Aneinanderstoßen der Billardkugeln und schloß die Tür wieder. Innen war ein kleiner Riegel angebracht. Sie zögerte einen Moment, dann schob sie ihn vor. »Miss Trent ist gekommen, ich glaube, sie ist jetzt in der Bibliothek. Ach, John, du weißt nicht, wie glücklich ich bin, daß du gekommen bist!«

Er hielt sie fest und schaute sie lange an.

»Daß ich gekommen bin? Beryl, ich muß dir etwas sagen.«

Sie ahnte, was er meinte, und versuchte sich freizumachen.

»Nein, bitte, sag es nicht!«

»Ich muß es sagen, ich habe es schon einmal gesagt – ich liebe dich ... Was du auch tun, wen du auch heiraten magst – Frank Sutton darfst du nicht heiraten!«

Sie schüttelte traurig den Kopf. Er las die Verzweiflung in ihrem Blick und erschrak.

»Ich habe ihn geheiratet«, sagte sie tonlos.

Er ließ die Hände sinken.

»Du hast ihn geheiratet? Meinst du das im Ernst?«

Sie nickte stumm.

»Wann?«

Sie erzählte ihm alles.

»Wir hatten eine Sonderlizenz. Es sollte eigentlich erst – morgen sein, aber Onkel Lew bestand darauf, daß es vorbei sein sollte, weil – nun, weil das heute morgen passiert ist, John. Er weiß – daß ich dich liebe ...«

»Verheiratet!«

Sie sah den Haß in seinen Augen. Er wollte zur Tür, aber sie hielt ihn zurück.

»Tu es nicht, tu es nicht – was hast du vor?«

»Ich will mit Sutton abrechnen!« beteuerte er wild.

»Nein, nein – John! Um Gottes willen, laß es! Es ist für mich genauso schlimm wie für dich, und du wirst mich nur noch unglücklicher machen. Fühlst du das denn nicht? Weißt du nicht, was du mir damit antust? Es hat keinen Zweck – wir müssen uns damit abfinden.«

Sie weinte still. Sein Haß schmolz dahin, er machte sich Vorwürfe.

»Wir alle – müssen uns damit abfinden. Aber du darfst nicht aufgeben, Beryl! Wann fährst du?«

»Ein paar Minuten nach zehn von Kings Cross«, antwortete sie teilnahmslos. »Aber, John, du wirst doch nichts unternehmen oder – sagen?«

»Also ein paar Minuten nach zehn.« Er nickte.

»Aber du wirst nichts unternehmen? John, warum antwortest du nicht?«

»Du hast geheiratet – diesen Halunken! Ich hätte ihn geschont, wenn er das nicht getan hätte!«

Seine Reden ängstigten sie noch immer, aber draußen von der Treppe her hörte sie jetzt schnelle Schritte näher kommen.

»Geh rasch in den Garten, es kommt jemand, bitte geh – bitte geh!«

Sie küßte ihn. Als er über die Terrasse verschwand, eilte sie zur Tür, zog den Riegel geräuschlos zurück und setzte sich wieder an den Schreibtisch – gerade noch rechtzeitig, bevor Millie Trent hereinkam. Sie war in Hut und Regentmantel und trug eine große Aktentasche unter dem Arm. Anscheinend wollte sie das Haus verlassen. Als sie Beryl sah, tat sie erstaunt.

»Ach, ich wußte nicht, daß Sie hier sind, Miss – Mrs. Sutton«, sagte sie ein wenig betreten.

»Möchten Sie Mr. Sutton sprechen?«

»Ja – ich habe schon den ganzen Nachmittag versucht, ihn zu erreichen.« Ihre Stimme klang schrill und fremd. Wenn Beryl sie besser gekannt hätte, würde sie erraten haben, daß Millie nahe am Heulen war vor ohnmächtiger Wut. »Er geht jedesmal ins Billardzimmer, wenn ich mit ihm sprechen will.« Verzweifelt schloß sie: »Ach, würden Sie so gut sein, ihn zu bitten, daß er endlich mit mir redet, Miss – Mrs. Sutton?«

Beryl stand auf.

»Ja, ich will ihn gern rufen.«

»Ich danke Ihnen sehr.« Es trat eine Pause ein. »Ich muß Sie jetzt natürlich ›Gnädige Frau‹ nennen?«

Beryl verzog gleichgültig den Mund und ging hinaus.

Millie Trent hörte, wie sie an der Tür zum Billardzimmer Frank beim Namen rief. Sie legte ihre Mappe auf den Schreibtisch, setzte sich davor und schaute abwesend, noch ganz mit ihrem Ärger beschäftigt, auf die wenigen Zeilen, die Beryl vorhin geschrieben hatte.

## 23

Während sie noch las, kam Frank Sutton eilig herein. Offenbar mußte er jetzt gehorchen! Er schloß die Tür.

»Hast du das gesehen?« Millie zeigte ihm den angefangenen Brief.

Er nahm ihn ihr aus der Hand und las:

›Mein lieber John, ich werde Dich nicht wiedersehen, aber ich möchte Dir wenigstens sagen, daß ich nie vergessen kann ...‹

»Mein lieber John? Damit ist doch niemand anders als Leslie gemeint!«

»Du brauchst keine Angst zu haben, sie wird ihn schon wiedersehen«, sagte Millie grimmig.

Die Atmosphäre war geladen. Er wurde noch nervöser.

»Wo hast du das Geld?« fragte er.

Sie öffnete die Mappe und nahm drei dicke Bündel amerikanischer Banknoten heraus.

»Hundertundzweitausend Dollar – ich wäre beinahe zu spät gekommen, um Friedmans Scheck einzulösen, gerade noch einige Minuten vor Schluß.«

»Hast du das andere Geld nach Rom geschickt?«

»Ja. – Es ist zu dumm, daß du das Geschäft nicht verkaufen konntest.«

»Es ist wirklich schade«, stimmte er zu.

Ihre Unterhaltung drehte sich um allgemeine Dinge – aber die Explosion mußte kommen.

»Wo wird mich dein Wagen abholen?« Sie sah ihn nicht an, sondern spielte mit dem Brieföffner, der auf dem Schreibtisch lag.

»Wie? Ach, du meinst meinen Wagen? Ja, der wird dich an der Ecke der Lower Regent Street erwarten. Du hast Anschluß mit dem Dampfer nach Le Havre.«

»Du meinst, ich soll allein nach Le Havre fahren? Kommst du denn nicht mit?«

»Ich treffe dich in Southampton. Du wirst sicher Geld brauchen.«

Er zog einige Banknoten aus einem Bündel und gab sie ihr. Sie steckte sie in ihre Handtasche.

»Du willst also später nach Southampton kommen?« Plötzlich ließ sie die Maske fallen. »Die ›Empress‹ verläßt

London morgen früh mit der Flut!«

Er starrte sie entsetzt an.

»Ich weiß nicht, was du meinst!«

»Hör doch zu: ›Die ›Empress‹ geht mit der Morgenflut – so ähnlich jedenfalls, meinetwegen poetischer, du verräterischer Hund!« Ihre Augen schossen wütende Blitze. »Hör gut zu, du Zinker! Ich habe deinetwegen viel aushalten müssen, ich saß für dich im Gefängnis, ich sah zu, wie du fünf verschiedene Mädchen heiratetest – aber die hast du jedesmal gleich an der Kirchentür wieder verlassen!«

Er biß sich auf die Lippen, entgegnete aber nichts.

»Ich habe dich bei all deinen Schiebungen unterstützt, bei den unzähligen Hehlereien und beim Verzinken! Jede Anzeige an die Polizei habe ich auf der Maschine schreiben müssen. Ich brachte deine Diamanten nach Antwerpen und Paris, und oft genug riskierte ich lange Zuchthausstrafen für dich!«

»Ich weiß gar nicht, was du von mir willst – was ist nur mit dir los, Millie?«

Beide waren so erregt, daß sie nicht bemerkt hatten, wie sich die Terrassentür einen Spalt breit öffnete. Draußen stand John Leslie und lauschte mit vorgestrecktem Kopf.

»Ich will dir sagen, was ich denke!« brauste Millie auf. »Du schickst mich nach Southampton – glaubst du, daß ich in die Falle gehe? Wo gehst du hin? Du fährst mit Beryl nicht nach Schottland – du bringst sie nach Kanada! Du hast Schiffsbilletts auf den Namen Jackson besorgt! Der Zug, der Anschluß an den Dampfer hat, verläßt Euston Station ungefähr zur gleichen Zeit wie der Zug nach Schottland. – Ich habe dir bei deinen andern Heiratschwindeleien geholfen, weil ich wußte, daß du die betrogene Braut sitzenliebest, sobald du den Scheck des Vaters in der Tasche hattest. Aber diesmal helfe ich dir nicht!«

»Willst du ruhig sein!« fuhr er sie zornig an. »Du verrücktes Ding – wenn du nicht schweigst, hört man uns!«

»Die werden es bald genug erfahren! Du wirst mit Beryl weder nach Kanada noch nach Schottland fahren – merk dir das, Zinker! Ich bin deine Frau, deine einzige, rechtmäßig angetraute Frau, und du gehst jetzt mit mir nach Southampton – oder ich suche Tillman auf!«

»Tillman?«

»Ja – da staunst du?« Sie lachte böse. »Du weißt also nicht, wer Tillman ist? Aber ich habe eine Ahnung.«

Sein Gesicht war kreideweiß.

»Du bist wahnsinnig, Millie, du wirst mich doch nicht so elend verraten, das kannst du nicht ...«

»Willst du mit mir fahren?«

Der Zinker war an schnelle Entschlüsse gewöhnt, seine Gedanken rasten, um einen Ausweg zu finden.

»Der Zug geht erst nach zehn – wir wollen die Sache in Ruhe besprechen. Hier ist das unmöglich. Wir treffen uns im Leopard-Club, genau in einer Stunde!« Er sah den Zweifel und das Mißtrauen in ihren Augen und bot seine ganze Überredungskunst auf, um sie umzustimmen.

»Du hast doch jede Sicherheit – wenn ich nicht in den Club komme, kannst du mich ja an der Bahn abfangen! Du hast dann immer noch zwei volle Stunden Zeit, etwas zu unternehmen, wenn ich mein Versprechen nicht halten sollte!«

»Ich sage dir aber ...«

Erschrocken hielt er seine Hand vor ihren Mund.

»Ruhig, man kann dich in der Halle hören!« zischte er.

Die Tür zur Halle stand halb offen. Er eilte durch den Raum und schloß sie. Als er zurückkam, sah er, daß er gewonnen hatte.



»Also, im Leopard-Club, in einer Stunde! Ich schwöre dir, Millie, daß du mir unrecht tust. Ich habe nicht die Absicht, dich ...«

»Du lügst«, sagte sie etwas ruhiger. »Aber ich will dir noch eine Gelegenheit geben, es wieder gutzumachen. Wenn du in genau einer Stunde nicht im Leopard-Club bist, warte ich in Euston Station mit zwei Polizisten auf dich, um dich verhaften zu lassen. Ich habe genug Beweismaterial – es genügt, um dich lebenslänglich nach Dartmoor zu schicken! Alle sollen es wissen, John Leslie und Friedman ...«

»Ruhe!«

Er öffnete leise die Tür, schaute hinaus und winkte ihr. Lautlos eilten sie durch die Halle zur Haustür.

Er zeigte nach der kleinen Nebenstraße, in der sein Wagen stand.

»Ich will mich jetzt bei Friedman entschuldigen und komme dann in die Stadt nach. Nimm den Wagen bis zur Station Wimbledon, von dort kannst du ein Taxi nehmen. Aber, Millie – du meinst doch nicht wirklich, was du da eben gesagt hast? Du wirst doch deinen alten Kameraden nicht ins Gefängnis ...«

»Du kannst sicher sein, daß ich es tun werde!« stieß sie hervor. »Und du kannst froh sein, wenn du nur ins Gefängnis kommst!«

»Was willst du damit sagen?«

»Was ich damit sagen will?« Sie trat ganz dicht an ihn heran und sah ihm fest in die Augen. »Sollte es John Leslie zuerst erfahren, dann dreht er dir bestimmt noch heute nacht das Genick um!«

Am frühen Abend kam Josua Harras in die Redaktion zurück. Mr. Field, der Redakteur, fiel buchstäblich über ihn her. Er wollte für die Frühausgabe einen zugkräftigen Artikel haben, wußte aber nur zu gut, daß er Josua scharf anfassen mußte, wenn er ihm etwas entlocken wollte. Nur mit größter Überredungskunst konnte Harras dazu bewogen werden, in letzter Minute etwas zu Papier zu bringen, obschon alle seine Taschen mit kleinen Zetteln vollgestopft waren, auf denen lauter wichtige Informationen standen. Allerdings konnte nur er selbst und niemand sonst das Gekritzel entziffern.

Mr. Field hatte alle Minen springen lassen, doch Josua zierte sich.

»Ein Zeitungsartikel ist wie ein Zusammensetzspiel«, meinte er. »Man kann lange darüber sitzen und die Teile aneinander reihen. Manchmal hat man sogar schon eine Idee, wie die ganze Sache ausgehen mag, aber bevor nicht jeder Stein an die richtige Stelle gerückt ist ...«

»Halten Sie mir gefälligst keine Vorlesungen über Zeitungsartikel!« fuhr ihn der Redakteur an. »Ich muß einen Artikel von Ihnen haben – einen Artikel! Er braucht ja nicht einmal richtig geschrieben zu sein, das bringen wir hier schon in Ordnung. Schreiben Sie, was und wie Sie wollen. Und wenn der Stil noch so schauerlich ist – auch das können wir richten. Aber wir brauchen den Inhalt! Alles andere besorgen wir selbst. Liefern Sie die Tatsachen! Einen Artikel von einer halben Spalte –.«

Josua sah ärgerlich auf.

»Nein, Mr. Field«, widersprach er mit Würde, »nicht eine halbe Spalte – drei Spalten, verstehen Sie? Aber die kann ich Ihnen jetzt nicht geben, erst muß ich noch alle

möglichen Dinge zusammenbringen. Das Finale der Geschichte spielt sich vermutlich im Leopard-Club ab.«

»Was ist denn das für eine Spelunke?« fragte Field.

»Sie haben das Etablissement ganz richtig bezeichnet, es ist wirklich eine Spelunke. Ich bin zwar Ehrenmitglied – aber habe ich Ihnen das nicht schon einmal erzählt? Jedenfalls ist das Lokal manchmal recht brauchbar. Jetzt zum Beispiel scheinen dort die Fäden zusammenzulaufen. Ich weiß zwar noch nicht, was passieren wird – ich kann nicht in die Zukunft blicken –, aber wenn nicht eine Sensation dabei herauspringt, will ich nicht Harras heißen.«

Field war nicht besonders erbaut von dieser Mitteilung. »Es ist wohl unnötig, Sie daran zu erinnern, daß ich Ihren Artikel bis spätestens zehn hier haben muß. Also, wenn Sie keine Zeit haben, ihn zu schreiben, dann geben Sie ihn telefonisch durch – und falls dem etwas entgegenstehen sollte, schicke ich Ihnen einen Mann, dem Sie die Sache diktieren können. Das ›Journal‹ ...«

»Zum Teufel mit dem ›Journal!« fluchte Josua so geläufig, wie man es ihm gar nicht zugetraut hätte.

Seine augenblickliche Kaltblütigkeit kam nicht ganz von ungefähr. Zu seiner größten Genugtuung hatte er herausgefunden, daß sein großer Rivale vom ›Journal‹ die Sache noch nicht von der richtigen Seite anpackte.

Er verließ die Redaktion des ›Postkurier‹ und beschloß, zunächst einmal das Geschäftshaus der Firma Frank Sutton aufzusuchen. Gewöhnlich arbeiteten dort zwei oder drei Angestellte bis spät in den Abend hinein. Vom Portier erfuhr er denn auch, daß ein Abteilungsleiter und zwei Herren von der Buchhaltung noch Überstunden machten.

»Sagen Sie mal, Mr. Harras«, fragte ihn der Portier, »was ist das eigentlich für eine Geschichte mit Leslie? Da habe ich doch heute vormittag gehört, daß er verhaftet

worden sei – aber heute nachmittag war er hier, ich sah, wie er in höchsteigener Person zu seinem Büro hinaufging.«

Diese Neuigkeit interessierte Josua ungemein.

»Wie lange war er oben?«

»Ungefähr eine halbe Stunde. Wie der Abteilungsleiter sagte, kam er, um seine Papiere zu holen.«

»War heute nachmittag sonst noch jemand hier?«

Der Portier schlug sein Rapportbuch auf.

»Ach ja, Miss Trent war kurz nach drei da – und auch Mr. Sutton kam auf einen Sprung.«

»Sutton?«

»Er hatte es eilig und verschwand sofort wieder.«

Josua stieg zu den erleuchteten Büros hinauf. Der Abteilungsleiter kannte ihn nicht und kümmerte sich erst gar nicht um ihn. Aber Harras verwickelte ihn doch in ein Gespräch, erwähnte, daß er Reporter sei und den Auftrag habe, über die Hochzeitsfeier zu berichten, wobei natürlich das großartig florierende Geschäft des Bräutigams nicht unerwähnt bleiben dürfe. Er erfuhr vom Abteilungsleiter, daß er mit den beiden Buchhaltern Überstunden mache, um die Bombay-Abrechnungen fertigzustellen.

Die Sutton-Company exportierte unter anderem gebrauchte Automobile nach Indien, und die betreffende Abteilung hatte vor einigen Tagen den Auftrag erhalten, sämtliche Rechnungen auszustellen und alle erreichbaren Außenstände einzutreiben oder sie bei der Bank gegen Barzahlung zu verpfänden. Die Beträge sollten zu Frank Suttons Disposition gestellt werden.

»Es ist ganz ausgeschlossen, daß wir die Aufstellung vor Mitternacht fertigkriegen. Wenn wenigstens Tillman mitarbeiten würde, hätten wir es bis zehn Uhr geschafft. Aber

der hat vor einer halben Stunde bloß mal hereingeschaut und sich um gar nichts gekümmert. Ich begreife diesen Menschen nicht!«

»Ist Tillman jetzt hier?« erkundigte sich Harras besorgt.

»Wenn er hier wäre, würde er mit uns arbeiten«, erwiderte der Angestellte verärgert. »Mr. Sutton sagte ...«

»Merkwürdig –«, unterbrach ihn Josua, »daß ein Mann wie er sich am Hochzeitstag ums Geschäft kümmern muß!«

»Ach, wissen Sie, Mr. Sutton fühlte sich nicht wohl, er hatte Kopfschmerzen, er leidet überhaupt oft darunter, und da sich in seinem Büro eine Hausapotheke befindet, wollte er sich nur schnell ein Mittel daraus holen.«

Josua sagte, daß ihm dies sehr leid täte, und daß er sich keine schlechtere Beigabe für die Flitterwochen denken könnte als Kopfschmerzen.

Der Abteilungsleiter sprach noch weiter über Sutton und schwärmte von seiner außerordentlichen Liebenswürdigkeit, seiner Höflichkeit und Sorge für das Personal.

»Leslie war im Vergleich zu ihm ein rücksichtsloser, grober Mensch. Die jungen Damen, die hier arbeiten, haben sich zusammengetan und kaufen regelmäßig Blumen für Suttons Schreibtisch.«

Harras hätte zu gern einen Blick in Suttons Privatbüro geworfen und äußerte diesen Wunsch auch. Es wäre für seine Reportage über den großen Geschäftsmann überaus wichtig, meinte er.

»Heutzutage, wo mehr und mehr ein gespanntes Verhältnis zwischen Arbeitgebern und Angestellten überhandnimmt, kann nicht genug auf Männer hingewiesen werden, die ihre Untergebenen menschlich behandeln. Man sollte eigentlich sogar ein Foto des Büros bringen

...«

»Wenn das aber herauskommt, werde ich aufgehängt«, brummte der andere.

Er zog seine Schlüssel aus der Tasche, führte Harras durch den dunklen Gang und schloß eine Tür auf.

Es war ein schöner Raum. Ein großer, kostbarer Schreibtisch stand mitten im Zimmer. Hinter Suttons Sessel war ein kleines Mahagonikästchen an der Wand befestigt. Josua überflog rasch das ganze Büro, betrachtete den schönen Kamin, strich mit der Hand über die Polster der Lehnstühle und bewunderte die prachtvollen Samtvorhänge. Ganz zufällig und wie in Gedanken tastete er die kleine Tür der Hausapotheke ab, aber sie war verschlossen.

»Bitte, berühren Sie nichts!« bat sein Führer.

»Es ist ein sehr schönes Büro«, murmelte Josua. »Alles sauber und geschmackvoll eingerichtet!«

Auf der Schreibtischplatte lag, außer einem zerrissenen, bedruckten Stück Papier, nichts. Der Papierkorb war völlig leer. Josua hatte nur einen flüchtigen Blick auf den Fetzen geworfen und einen Firmenaufdruck entdeckt. Kein Zweifel, Mr. Sutton hatte irgendeine medizinische Packung geöffnet, und dies hier war ein abgerissenes Stück der Umhüllung. Er wollte unter allen Umständen herausfinden, um was für ein Medikament es sich handelte.

»Könnten Sie nicht einmal diese wunderschönen Vorhänge zuziehen?« fragte er.

Der Abteilungsleiter suchte nach der in den Falten des Vorhangs verborgenen seidenen Schnur, zog daran – doch bevor er sich wieder umdrehte, war das kleine Stück Papier vom Schreibtisch verschwunden und in Mr. Harras' Tasche zu den vielen anderen Zettelchen gewandert.

Josua bedankte sich und ging allein den Gang zurück. Als er an Leslie's Büro vorbeikam, zögerte er und drückte schnell auf die Klinke. Zu seiner größten Überraschung war die Tür nicht verschlossen. Noch mehr wunderte er sich, als er das Licht im Zimmer andrehte. Der Kamin war mit Papierasche und versengten Schriftstücken angefüllt. Die Doppeltür des Geldschranks stand weit offen, der Schlüssel steckte noch im Schloß.

»Sieh mal an!« murmelte Josua und schaute in den Schrank hinein – nichts, vollständig leer!

Er schloß die Türen, drehte den Schlüssel um und legte ihn auf Leslie's Schreibtisch.

Jemand hatte sehr schnell von hier verschwinden wollen, ohne belastende Dinge zu hinterlassen.

Josua stocherte in der Asche herum, fand zunächst nichts, schließlich aber fischte er ganz hinten einige nur halb verbrannte Blätter heraus.

Der maschinengeschriebene Text war zum größten Teil vernichtet, aber auf dem einen Blatt las er:

›John Leslie, ein früherer Sträfling, in ... lange Zeit verdächtig gemacht ... Diamantenkollier, das Eigentum von L ... Schrank in seinem Büro ...‹

Das zweite Blatt war ein Durchschlag und wies die gleichen Schreibfehler auf. Er faltete die kostbaren Dokumente sorgsam und legte sie in seine Brieftasche.

Dies also war das Büro des Zinkers! – Elford hatte Haras einst auf besondere Erlaubnis Barrabals hin eine der typischen Mitteilungen des Zinkers gezeigt.

Er schaute auf die Uhr. Es war Zeit, etwas zu Abend zu essen. Josua haßte es, seine Mahlzeiten in ungemütlicher

Hast einzunehmen, besonders, wenn er nachher einen Artikel schreiben mußte, dessen Schluß er noch nicht kannte.

Er ging in ein kleines Restaurant in der Nähe des Empire-Theaters, wo er gewöhnlich speiste. Als er seinen Regenmantel und den Strohhut abgelegt hatte, schlug er sich alle Sorgen aus dem Kopf und freute sich nur auf das Essen, das ihm gut schmecken sollte.

Nachdem er bestellt hatte, fiel ihm wieder Suttons Kopfwehpulver ein, und er ging nochmals zur Garderobe, um seine Manteltaschen zu durchsuchen. Den Zettel in der Hand, kehrte er an den Tisch zurück. Er glättete das Papier und sah, daß es sich nicht um ein Pulver handelte, wie er angenommen hatte, sondern um eine Flüssigkeit. Der Aufdruck der Herstellerfirma war nur zum Teil erhalten, doch der Name des Mittels tauchte mehrmals im Text auf. Quer über die Zeilen hin stand in großen Lettern warnend: »Gift!«

Josua kannte den Namen des Präparats, das ihm vor allem als starkes Narkotikum geläufig war.

Der Kellner brachte gerade die Suppe, als Harras aufstand und zum Telefon wollte.

»Lassen Sie die Suppe ruhig einen Augenblick stehen und etwas kalt werden.«

Er kannte ein paar Ärzte, die ihm gern einen Gefallen taten. Der erste, den er anrief, war nicht zu Hause, aber beim zweiten hatte er Glück.

»Hier ist Harras vom »Postkurier«! Können Sie mir sagen, welche Wirkung diese Droge hat –?« Er nannte den Namen, den er auf dem Papier gelesen hatte.

Der Doktor lachte.

»Ach, Sie stecken wohl wieder einmal mitten in einem Kriminalfall? Nun ja – das Mittel ist geruch- und ge-



schmacklos, und wenn Sie einen halben Teelöffel davon nehmen, spüren Sie vorerst gar keine Wirkung, bis Sie eine plötzliche, heftige Bewegung machen, zum Beispiel hastig die Hand heben oder den Kopf rasch drehen. Dann verlieren Sie prompt die Besinnung, als ob Ihnen jemand mit einer Keule auf den Kopf geschlagen hätte. Und dann sind Sie stundenlang bewußtlos. Wenn Sie aufwachen, haben Sie heftige Schmerzen – aber warum wollen Sie das eigentlich wissen?«

»Ich schreibe gerade einen Artikel mit der Überschrift:  
»Wie vergifte ich meine Braut schnell und zuverlässig?««

## 25

Beryl Stedman war nach dem kleinen Diskurs mit Millie Trent nach oben gegangen, um sich in ihr Zimmer zurückzuziehen. Sie fühlte sich merkwürdig schwach, stieß die Tür zu und wartete einen Augenblick, um ihre Gedanken zu ordnen. Jetzt hatte sie noch ein paar Stunden Zeit, die letzten, die ihr selbst gehörten.

Ein kleiner Ankleideraum gehörte zu ihrem Zimmer, sie trat ein, schloß die Verbindungstür, zog die schwere Portiere davor. Eine alte, bequeme kleine Couch stand in dem Zimmerchen, auf die sie sich, erschöpft und unglücklich, fallen ließ. Sie wollte sich über ihre Lage klarwerden.

John Leslie, frei – und sie war verheiratet! Irgendwo unten im dunklen Garten war John – der sie liebte, den sie liebte – und wartete.

Sie versuchte sich zu erheben, zum Fenster zu gehen und hinauszuschauen. Vielleicht konnte sie ihn sehen. Aber eine solche Müdigkeit befiel sie, daß sie kein Glied rühren konnte. Sie versank in einen tiefen, traumlosen Schlaf.

Sie hörte nicht, als Onkel Lew sie vom Nebenzimmer aus rief.

Der Regen, der gegen das Fenster klatschte, weckte sie auf, und sie erhob sich sofort. Das Zimmer war dunkel, aber sie erinnerte sich, daß es schon dunkel gewesen war, als sie eintrat. Sie hatte kein Licht gemacht, sondern sich zur Couch getastet. Wie lange konnte sie geschlafen haben? Es schien ihr unglaublich, daß sie nach all der Aufregung hatte schlafen können.

Sie war noch ganz steif, zitterte und fror. Langsam tastete sie sich die Wand entlang zum Schalter, knipste das Licht an und sah auf die Uhr. Es war halb zehn. Schon so spät!

Der Zug ging um 10 Uhr 20. Sie hielt die Uhr ans Ohr, es war kein Irrtum möglich. Was hatte sich ereignet?

Sie lief in ihr Zimmer, öffnete die Tür und horchte. Unten in der Halle hörte sie den Diener mit dem Dienstmädchen sprechen.

»... und niemand hat sie weggehen sehen. Als ich sie zuletzt sah, war sie schon zum Ausgehen angezogen – sie schaute mich nicht an und ging wie eine Schlafwandlerin umher. Vielleicht denkt Mr. Friedman, daß sie diesem Menschen nachgelaufen ist ...«

Sie hielt es für das beste, sich zu zeigen. Die Dienerschaft war sehr erstaunt, als sie auf der Treppe erschien.

»Sind Sie es, gnädiges Fräulein? Großer Gott, haben Sie uns erschreckt!«

»Was ist geschehen? Wo ist Mr. Friedman?«

»Ich weiß es nicht. Ich glaube, er ist weggegangen, um Sie zu suchen, gnädiges Fräulein. Er war sehr aufgeregt.«

»Hat Mr. Friedman denn geglaubt, ich wäre ausgegangen? Hat er telefoniert, bevor er wegging?«

»Nein, gnädiges Fräulein.«

Die Standuhr in der Halle schlug eben halb.

»Ist das halb zehn?«

»Jawohl. Ihre Koffer sind schon vor einigen Stunden zur Bahn gebracht worden.« Der Diener schwieg, wartete jedoch vergeblich auf weitere Anordnungen. »Ich – ich wußte nicht, was ich mit dem Handgepäck machen sollte, gnädiges Fräulein –.«

Ihre beiden Lederkoffer standen in der Halle. Der Diener wartete nur darauf, sie fortzubringen. Unschlüssig stand sie am Fuß der Treppe, eine Hand auf dem Geländer.

»Ist Mr. Sutton zurückgekommen?«

»Nein, gnädiges Fräulein – gnädige Frau.« Erst jetzt schien ihm diese Veränderung einzufallen.

»Ist Mr. Leslie hier gewesen?«

»Nein, gnädige Frau, er ist nicht mehr gekommen. Außer der Dienerschaft ist niemand im Hause. Soll ich nach einem Taxi telefonieren?«

»Warum?« Dann sah sie ein, daß die Frage des Dieners eigentlich berechtigt war. »Ach ja, bitte«, sagte sie verlegen, »lassen Sie ein Taxi kommen, oder ... Sind beide Wagen unterwegs?«

»Ja, gnädige Frau, das heißt, Ihr kleiner Zweisitzer ist in der Garage.«

Der Diener setzte als selbstverständlich voraus, daß sie nicht mit ihrem eigenen Wagen wegfuhr. Was sollte eine Dame, die nach Schottland reist, um dort ihre Flitterwochen zu verbringen mit ihrem Zweisitzer am Bahnhof anfangen? Doch zu seiner großen Verblüffung ging sie sofort auf seine Bemerkung ein.

»Bringen Sie mir bitte meinen Wagen!«

Der Diener verschwand. Zehn Minuten später fuhr der

kleine Wagen vor.

»Ich habe das Verdeck hochgeschlagen. Es regnet fürchterlich. An Ihrer Stelle würde ich mich warm anziehen.«

»Sie glauben wohl, Onkel Lew vertreten zu müssen, wenn er nicht da ist?«

Sie lachte und fühlte sich in bester Laune. Es fiel ihr nicht schwer, sich den Grund dafür zu erklären – sie war glücklich, weil sie nun der Abreise nach Schottland entging. Was immer jetzt geschehen mochte, die Reise wurde aufgeschoben. Vielleicht bis morgen?

»Wenn Mr. Friedman anruft, sagen Sie ihm, daß ich in meinem Ankleideraum eingeschlafen wäre, und daß es mir sehr leid täte. Mr. Sutton können Sie dasselbe sagen. Falls Mr. Friedman danach fragt – ich fahre nach London ...«

Warum wollte sie überhaupt nach London fahren? Wenigstens sich selbst mußte sie Rechenschaft darüber geben. – Ja, sie wollte John aufsuchen. Ihn mußte sie finden. Was dann geschehen sollte, wußte sie nicht. Es kümmerte sie auch nicht. Sie hatte nur den einen Wunsch – dort zu sein, wo Frank Sutton sie nicht finden konnte. Sie dachte gar nicht daran, daß sie damit auch Onkel Lew sehr kränken würde. Im Augenblick dachte sie einfach nur an sich selbst und fühlte sich ausgezeichnet dabei.

Wie in Trance stieg sie in den Wagen, der Motor sprang an, und sie fuhr auf der Straße nach London davon. Selbst der heftige Regen und der kalte Nachtwind konnten sie nicht zur Erkenntnis der häßlichen Wirklichkeit bringen. Dann aber drang trotz ihrer Sorglosigkeit allmählich die Ahnung in ihr Bewußtsein, daß gewisse Fragen ihrer Zukunft nicht gelöst waren.

Ihre Pflichten, wenn es solche gab, Frank, ja selbst Onkel Lew waren ihr fast gleichgültig geworden. An Frank dachte sie überhaupt nicht mehr. Keine Erinnerung an ihn

bedrückte sie. Weder haßte noch liebte sie ihn, er war ihr ebenso gleichgültig wie Tillman, Harras oder andere Leute, die sie flüchtig kannte.

In dieser Stimmung und Verfassung kam sie nach London.

Sie hielt vor dem düster aussehenden Häuserblock in Bloomsbury, in dem John Leslie wohnte. Was sie eigentlich vorhatte, was aus diesem Besuch werden sollte, darüber war sie sich selbst nicht im klaren.

Sie hatte genügend Geld bei sich und konnte, wenn nötig, die Nacht in einem Hotel zubringen. Ein Entschluß jedenfalls stand fest – sie wollte nicht nach Wimbledon, nicht zu Frank Sutton zurückkehren.

Der Portier des großen Mietshauses schüttelte den Kopf, als sie ihr Anliegen vorbrachte.

»Captain Leslie kommt sehr selten hierher, meist nur zum Schlafen. Ich habe ihn seit Mittwoch nicht gesehen.«

»Ist er letzte Nacht nicht hier gewesen?«

»Nein, bestimmt nicht.«

»Aber was macht er denn mit seiner Post?«

Der Portier lächelte nachsichtig.

»Die kommt nicht hierher.«

Sie war über diese Auskünfte sehr erschrocken, denn sie hatte auf alle Fälle erwartet, John hier anzutreffen. Eine Weile stand sie ratlos da.

»Er ist bei der Sutton Company angestellt, ich kann Ihnen die Adresse geben.«

»Danke, die kenne ich – vielleicht erreiche ich ihn dort.«

Obleich es ihr unwahrscheinlich erschien, konnte sie es wenigstens versuchen. Aber der Portier in der Mortimer Street wußte ihr auch nicht mehr zu berichten, als er schon

dem Zeitungsmann erzählt hatte.

»Der Reporter vom ›Postkurier‹ kam heute abend vorbei ...«

»War es Mr. Harras?« erkundigte sie sich rasch.

Harras – das war jemand, der ihr helfen konnte. Merkwürdig, daß sie nicht selbst schon an ihn gedacht hatte. Sie ging nicht zu den Büros hinauf, sondern fuhr gleich weiter. Zehn Minuten später war sie bei Redakteur Field vom ›Postkurier‹.

»Habe ich die Ehre, mit Miss Stedman –? Ich meine, sind Sie die Dame, die heute heiratete?«

»Ja, die bin ich«, bestätigte sie kleinlaut. »Allerdings habe ich mich noch nicht ganz an den neuen Namen gewöhnt.«

»Es tut mir leid, daß Harras nicht hier ist«, sagte Field höflich. Er war ein schon reichlich ergrauter, für weibliche Reize aber keineswegs unempfindlicher Herr. Auch Redakteure haben manchmal menschliche Züge. »Ich wüßte auch nicht, wo Sie ihn jetzt finden könnten, es sei denn ... Vielleicht ist er in einem Club. Nur, es ist nicht gerade ein vornehmes Lokal, der Leopard-Club. Ich möchte Ihnen nicht raten, dorthin zu gehen, Mrs. Sutton. Ich kann ihn aber anrufen.«

Er ging hinaus. Nach fünf Minuten kam er zurück.

»Er ist noch nicht dort. Wenn Sie mit uns in Verbindung bleiben, können wir Sie vielleicht später verständigen, wo Sie ihn finden können.«

Sie wußte nicht recht, was sie tun sollte. Harras war ja nur dann von Nutzen für sie, wenn er ihr behilflich sein konnte, John Leslie zu finden. Vielleicht wußte auch Field etwas darüber. Aber er schüttelte den Kopf, als sie ihn danach fragte.

»Nein, ich weiß nur, was in den Zeitungen stand – daß er heute verhaftet wurde. Sind Sie mit ihm befreundet, Mrs. Sutton?«

»Ja«, sagte sie leise. »Er ist ein guter Freund von mir.«

»Er wurde auf Bürgschaft aus der Haft entlassen, das ist merkwürdig. Barrabal hat es veranlaßt – aber warum Barrabal das getan hat ... Ich wäre nicht erstaunt, wenn Sie auch Mr. Leslie in dem Club finden würden. Es gibt recht merkwürdige Mitglieder dort ...«

Er brach ab, als ihm bewußt wurde, daß er sich hier auf ein heikles Thema einließ. Beryl dagegen dachte gar nicht über den Nebensinn seiner Äußerungen nach. Die Möglichkeit, daß es einen Ort gab, an dem sie vielleicht John treffen würde, beschäftigte sie vollauf.

»Könnte ich meinen Wagen hierlassen?«

Mr. Field erkundigte sich telefonisch beim Portier und sagte, daß es möglich sei. Sie hatte ihren Entschluß gefaßt, und nachdem sie ihren Zweisitzer zwischen großen Zeitungslieferwagen geparkt hatte, ging sie zur Fleet Street, fand ein Taxi und nannte dem Chauffeur ihr neues Ziel.

»Zum Leopard-Club, gnädiges Fräulein?« wiederholte er zweifelnd.

»Wissen Sie nicht, wo er ist?«

»Doch, das weiß ich schon – ich weiß sogar, was für ein Club das ist!« Er grinste. »Nun gut, ich bringe Sie hin.«

Es regnete heftig. Der Wagen fuhr durch Kingsway und bog dann in eine enge Straße ein. Durch die regenbeschlagenen Scheiben sah sie Menschen vorbeieilen. Polizeipfeifen schrillten. Sie erschrak, riß die Wagentür auf und sprang hinaus.

»Warten Sie hier!« rief sie dem Chauffeur zu und lief die Straße hinunter.

Sie hatte keine Ahnung, wo der Leopard-Club lag, sie sah nur vor sich, nicht mehr weit, einen Menschaufmarsch und wußte, instinktiv, daß sich etwas Schreckliches ereignet hatte. Ständig übertönten Trillerpfeifen die Rufe und erregten Diskussionen der Leute.

Jemand faßte sie am Arm und hielt sie an. Sie schaute in das schmale Gesicht Mr. Tillmans.

»Wo wollen Sie hin, Miss Stedman?« fragte er schroff.

Sie starrte ihn wild an.

»Ich weiß es nicht – es ist etwas geschehen ...« Sie war außer Atem und konnte nicht weitersprechen.

»Es ist etwas passiert, da haben Sie recht. Aber es wäre besser, wenn Sie nicht dorthin gingen.«

Zwei Polizisten rannten auf ein Gebäude zu, vor dessen Eingang sich die Menschen ansammelten. Jetzt fing jemand fürchterlich zu schreien an. Sie hielt sich die Ohren zu, um nichts zu hören.

Tillman ließ sie einen Augenblick los, sie stürzte vorwärts – hörte noch, wie er ihr etwas nachrief, aber sie kümmerte sich nicht darum. Gleich darauf war sie mitten in dem Menschenhaufen und sah eine Frau, die schrie und wild um sich schlug. Zwei Polizisten führten sie ab.

Die Frau, die diese verzweifelten Schreie ausstieß, war Millie Trent!

»Mörder, Mörder! Er ist tot! Leslie hat ihn ermordet!«

Beryl wurde schwarz vor den Augen. Sie wäre gefallen, wenn Tillman sie nicht gehalten hätte.

Tot? Frank Sutton tot? Im Fallen schoß ihr der groteske Gedanke durch den Kopf, daß sie, vor ein paar Stunden noch Braut, Witwe war. John Leslie hatte seine Drohung wahr gemacht!



Von Zeit zu Zeit tauchte der Leopard-Club in Polizeiberichten auf, freilich in immer größer werdenden Abständen, denn – paradoxerweise – je weiter sich sein zweifelhafter Ruf in der Öffentlichkeit verbreitete, um so seriöser wurde er in Wirklichkeit.

Der Club bekam einen Nimbus des Abenteuerlichen, gewann an Anziehungskraft und verlor an Echtheit.

Junge Männer der besten Gesellschaft ließen sich einen Tisch im ›Leopard‹ reservieren, führten ihre Damenbekanntschaften hin, denen sie einen Blick in Londons Verbrecherwelt verhiessen, sonnten sich im Abglanz, der auf sie selbst fiel, und wähten, eine ›gefährliche‹ Nacht zu verbringen.

Der Leopard-Club lag, wie so mancher andere seiner Art, in den oberen Stockwerken eines Gebäudes in der Shaftesbury Avenue. In den Verzeichnissen war er als Gesellschafts-Club und als Restaurant eingetragen. Außer dem etwas engen Speisezimmer und einer noch eingengerteren Tanzbar gab es eine Reihe von Privatzimmern, die belegt werden konnten.

Mr. William Anerley, der zugleich Besitzer und Portier war, nannte das größte dieser Zimmer den ›Sitzungssaal‹. Er gab Inserate in den Zeitungen auf und hatte auch im Club ein Plakat angeschlagen, worin der Raum Geschäftsdirektoren und Aktiengesellschaften zur Abhaltung von Versammlungen empfohlen wurde. Aber es ist nicht bekannt, ob eine derartige Versammlung je dort stattgefunden hat.

Alles Gesetzwidrige war im Leopard-Club strengstens verboten. Nach der Polizeistunde wurde nicht mehr ausgeschenkt, und die Mitglieder durften auch nicht spielen, das

heißt, der Besitzer durfte nichts davon wissen. Daß Mitglieder sich Zimmer mieteten, um dort insgeheim ein Spielchen aufzulegen, stand außer Frage. Doch Bill Anerley wies mit gewissem Stolz Akten vor, wonach das Komitee verschiedene Herren ausgeschlossen hatte, die die Regeln des Clubs mißachteten.

Dieses Komitee war korrekt zusammengesetzt, aber da die Sitzungen gewöhnlich um ein Uhr morgens stattfanden, wenn die meisten Mitglieder zu Hause in ihren Betten lagen, ein Paragraph der Satzungen jedoch bestimmte, daß eine rechtsgültige Sitzung abgehalten werden konnte, wenn zwei Mitglieder zugegen waren, wurden die Beschlüsse des Leopard-Clubs ausschließlich von Mr. Anerley und seinem jungen, noch etwas linkischen Sohn Jim gefaßt. Abgesehen von seiner aufreibenden Tätigkeit als Komiteemitglied bediente Jim auch noch den Lift, der die Mitglieder und ihre Freunde zu den Clubräumen hinaufbrachte.

Bill Anerley gab sich in bezug auf den Charakter des Lokals oder die soziale Stellung der Mitglieder keinen Illusionen hin. Als er einen Herrn, der einen reichen, unerfahrenen jungen Mann beim Spiel übers Ohr hauen wollte, ostentativ von der Mitgliederliste strich, fragte der Betreffende gekränkt und herausfordernd:

»Nennen Sie dies einen Club für Gentlemen?«

Der große Bill schaute ihn verächtlich an.

»Wenn es ein Club für Gentlemen wäre, Harry, hätte Ihr Name überhaupt nie auf der Liste gestanden!«

Jim fragte einmal in der toten Saison seinen Vater, wohin denn eigentlich die Mitglieder in den Sommermonaten verschwänden. Bill erhob den Blick nicht vom Rechnungsbuch, in das er gerade Eintragungen machte.

»Manche von ihnen gehen an den Lido, mein Junge,

manche auch nach Ostende, und einige gehen nach Dartmoor – das hängt ganz davon ab.«

Mr. Anerley hatte harte Gesichtszüge und ein eckiges Kinn. Dagegen wies sein Charakter einen weichen Zug auf, der in einer schwärmerischen, fast zärtlichen Zuneigung zu zwei bestimmten Menschen bestand. Der eine war ihm ganz aus dem Gesichtskreis verschwunden, und er hatte nie mehr etwas von ihm gehört. Manchmal, wenn es im Club nicht viel zu tun gab, kam er auf die kleine Geschichte zurück, die er seinem Sohn schon zum x-tenmal erzählt hatte.

»Er hat mich immer Waldemar genannt, ich traf ihn damals in Frankreich im Granattrichter auf Höhe 60, wir verbrachten dort drei Tage zusammen. Er war Offizier, ich Gemeiner – Waldemar hat er mich genannt ... ›Hallo, Waldemar‹, sagte er, wenn eine Granate über uns platzte, ›die hätte uns beinahe erwischt!‹. Er hat mir das Bein verbunden und seine Ration Wasser zu trinken gegeben. Ich verdanke ihm mein Leben. Ich gäbe tausend Pfund darum, ihn einmal wiederzusehen. Wäre ich damals nur rechtzeitig von dem Autobus heruntergekommen – erinnerst du dich?«

Im vergangenen Juli war er einmal mit Jim im oberen, offenen Stock eines Autobusses gefahren, als er plötzlich auf der Straße seinen verehrten Freund entdeckte. Er winkte ihm mit beiden Armen, konnte sich aber nicht bemerkbar machen. So rasch es ging verließ er den Wagen, doch alles Suchen und Fragen war vergeblich, der so lang Vermißte blieb weiterhin verschwunden.

Vom anderen, dem zweiten Bekannten, den er schätzte, sprach er überhaupt nie. Aber er hätte alles für diesen Mann getan, der ihm in schwieriger Zeit das Geld gegeben hatte, damit er den Club kaufen konnte. Es war Mr. Lew Friedman, vor dem er grenzenlosen Respekt hatte. Den

Offizier jedoch verehrte er abgöttisch.

Es war drei Viertel neun und ein ruhiger Abend, so daß Anerley seinem Jungen die Erlaubnis gegeben hatte, während den frühen Abendstunden ins Kino zu gehen. Als Jim zurückkam, fand er seinen Vater tief in Gedanken.

Es hatte eine Auseinandersetzung mit der Kapelle gegeben, und Bill hatte den elektrischen Grammophonkasten in Betrieb gesetzt. Schwache Jazzklänge drangen bis zur Portiersloge heraus.

»Ist schon jemand im Sitzungssaal, Vater?« fragte Jim, der in einer schlechtsitzenden Pagenuniform an der Lifttür lehnte.

»Niemand, mein Junge«, erwiderte Bill und sah über seinen Klemmer hinweg. Seine Portiersuniform war eine respektgebietende Komposition aus Gold und Dunkelgrün. »Es wäre besser, wenn du nicht immerzu Fragen stelltest.«

Jim seufzte. Er war jung und neugierig.

»Könnten wir nicht etwas tun, um den Geschäftsgang zu heben?« fragte er.

Sein Vater sah ihn ironisch an.

»Was meinst du eigentlich – soll ich vielleicht Ballons kaufen und einen Galaball in der Zeitung annoncieren? Nein, Jim, das hat alles keinen Zweck. Alle Leute sind jetzt in den Ferien.«

Das Telefon klingelte. Eine aufgeregte Dame war am Apparat.

»Nein, Mrs. Lattit, Ihr Herr Gemahl ist nicht hier ... Nein, er ist heute nicht im Club gewesen ... Nein, ich habe ihn nicht gesehen ... Jawohl, gnädige Frau, ich werde es ihm bestellen.«

Bill hängte ein, klingelte, und ein kleiner Kellner erschien.

»Sagen Sie Mr. Lattit, daß seine Frau angerufen hat. Er ist in Nr. 4 – nein, in Nr. 3. Stören Sie um Himmels willen nicht Nr. 4, der will schlafen!«

»Wer ist denn das?« fragte Jim.

Mr. Anerley rückte den Klemmer gerade, was überflüssig war, denn er schaute seinen Jungen immer über die Gläser hinweg an.

»Wer ist das?« wiederholte er gereizt. »Wenn du es durchaus wissen mußt, es ist ein Mitglied, das nicht gesehen werden will. Und wenn dich die Polizei nach ihm fragt, so weißt du von nichts, verstanden?«

Jim hatte eine ungezogene Antwort auf der Zunge, konnte sie aber nicht mehr anbringen, denn die Liftklingel läutete, und er mußte hinunter. In einer Minute war er wieder oben, hielt die Lifttür und ließ einen Gast eintreten.

»Guten Abend, Mr. Sutton!« begrüßte Anerley seinen Kunden liebenswürdig.

Sutton war ein großzügiger Mann, der ansehnliche Beträge im »Leopard« liegenließ. Jetzt schaute er sich nach Jim um, der noch beim Lift wartete.

Bill gab seinem Sohn einen Wink, zu verschwinden – was für einen Liftjungen ja leicht zu bewerkstelligen ist.

Sutton schwieg, bis das Summen des Aufzugs verstummte. Anerley machte sich auf einen ganz besonderen Auftrag gefaßt, denn gewöhnlich hatte Frank Sutton besondere Wünsche. Einmal hatte Bill ein Privatzimmer so herrichten müssen, das Sutton mit einem Besucher sprechen konnte, ohne daß dieser ihn sehen konnte.

Bill Anerley forschte nie zu genau nach den Umständen und Absichten der Mitglieder. Seine ständige Redensart war, daß der Club den Bedürfnissen der Mitglieder zu dienen habe. Er hatte diesen Slogan wörtlich der Annonce

eines großen Handelshauses entnommen; es klang gut und diente in gewisser Beziehung auch zur Beruhigung seines Gewissens.

Sutton gehörte nicht gerade zu den angenehmsten Gästen, aber er war ein reicher Mann, zahlte gut und mußte schon deshalb mit Zuvorkommenheit behandelt werden.

»Ich brauche ein Zimmer – ist der Sitzungssaal frei?«

»Ja, Mr. Sutton. Erwarten Sie jemand?«

Anerley hatte schon nach der Klingel gelangt, als er am Ärmel gefaßt wurde, herumfuhr und gegen Sutton stieß, der sich darauf fluchend den Arm hielt.

»Schon gut –«, wehrte er dann stöhnend ab, »ich hatte neulich einen kleinen Unfall mit meinem Auto – nicht wichtig, aber eine böse Schnittwunde ...«

Bill entschuldigte sich, doch Sutton unterbrach ihn.

»Also – was ich sagen wollte: Kein Kellner! Es soll keiner hereinkommen – ich möchte, daß Sie mich selbst bedienen. Ich brauche ein paar Flaschen Champagner, zwei Gläser und vor allen Dingen keine Störung!«

An diesem Auftrag war nichts Besonderes.

»Kommt eine Dame, Mr. Sutton?«

»Ja – Sie kennen sie, sie ist früher schon mit mir hier gewesen.«

»Etwa Miss Trent?« fragte Bill interessiert.

»Ja.«

Bill wartete. Er wußte, daß der wichtige Auftrag erst kam. Sutton hätte Jim nicht fortgeschickt, bloß um Champagner und ein Privatzimmer zu bestellen.

Der große Korridor lag ruhig da, nur manchmal kamen gedämpfte Grammophonklänge aus der Bar, in der sich erst drei Paare unterhielten.

»Hören Sie, Bill – ich bin in einer furchtbaren Verlegenheit!«

Bill Anerley nickte wohlwollend. Die meisten seiner Kunden waren dann und wann in furchtbarer Verlegenheit, und nicht selten muteten sie ihm zu, ihnen aus verfahrenen Situationen zu helfen. Trotzdem war er erstaunt, daß ein Mann wie Frank Sutton, der so reich war und so großen Einfluß besaß, sich in Zahlungsschwierigkeiten befinden sollte. Es war ihm allerdings schon zu Ohren gekommen, daß Sutton keine anständigen Geschäfte machte, und er hatte auch zur Kenntnis genommen, daß dieser angesehene Geschäftsmann im Sitzungssaal Konferenzen mit Leuten abhielt, von denen er, Anerley, bestimmt wußte, daß sie Juwelendiebe waren. Ob Sutton mit der Polizei Schwierigkeiten hatte?

»Schön, ich will Ihnen die Sache erklären«, sagte Sutton. »Ich habe eine kleine Auseinandersetzung mit unserer Freundin. Sie sind doch ein Mann von Welt, Anerley – Sie werden verstehen, was ich meine.«

Eine kleine Auseinandersetzung? Das konnte vieles bedeuten – eine Meinungsverschiedenheit oder eine ausgewachsene Affäre.

Da Anerley schwieg, fuhr Sutton fort:

»Hören Sie, Bill – ich habe mich heute verheiratet.«

»Oh!« entfuhr es Bill.

»Miss Trent, eine treue, langjährige Mitarbeiterin, hat die Sache sehr übel aufgenommen. Ich hatte ihr nichts gesagt, bis alles vorüber war. Nun will ich mit dem Nachtzug nach Schottland fahren, und sie hat mir gedroht, auf den Bahnhof zu kommen und dort eine Szene zu machen.«

»Na, so schlimm wird es nicht werden, sie wird schon vernünftig sein! Ich bin sicher, daß ein Gentleman wie Sie eine solche Sache leicht aus der Welt schaffen kann – ein

paar hundert Pfund ...«

»Es geht nicht um Geld«, unterbrach Frank ungeduldig. »Sie verstehen nicht, was ich meine. Miss Trent will durchaus, daß ich ... Begreifen Sie denn nicht, worum es sich handelt?«

»Ich begreife vollkommen.«

Bill war gespannt, was jetzt kommen würde. Vielleicht sollte er die aufgebrachte Dame beruhigen?

»Sie ist in einer Viertelstunde hier.« Sutton sah Bill gerade in die Augen. »Ich werde eine kleine Auseinandersetzung mit ihr haben. Wenn ich gehe – wird sie wahrscheinlich schlafen, und ich möchte nicht, daß sie vor morgen früh, sagen wir, vier Uhr, geweckt wird.«

Jetzt wußte Bill Anerley, um was es sich handelte, und schüttelte den Kopf.

»Das ist zu gefährlich, das Risiko kann ich nicht auf mich nehmen, Mr. Sutton. Bedenken Sie nur, wenn sie eine Anzeige bei der Polizei macht, wie stehe ich dann da?«

Sutton zuckte mit keiner Wimper.

»Was heißt das? Überlegen Sie mal – selbst wenn eine Anzeige erfolgt, ich sehe nicht ein, warum Sie in irgendeiner Weise verantwortlich sein sollten. Es wäre bestimmt nicht das erstemal, daß jemand in diesem Club frühmorgens mit Kopfschmerzen aufwacht!«

»Aber es wäre das erstemal, daß hier eine Dame des Morgens mit Kopfschmerzen aufwacht«, entgegnete Bill unbeirrt. »Es tut mir leid, ich kann Ihren Wunsch nicht erfüllen.«

»Wie, das können Sie nicht? Was aber ist, wenn ich einfach gehe, und Sie stellen hinterher fest, daß die Dame in dem Zimmer schläft? Wollen Sie dann die Polizei rufen?



Das glaube ich nicht, Bill! Ich hätte Sie ja gar nicht einzuweihen brauchen. Wenn ich Ihnen beim Weggehen gesagt hätte, daß ich in ein bis zwei Stunden zurückkäme – dann hätten Sie doch auch geschwiegen?«

»Ich kann nicht zulassen, daß jemand in meinem Club betäubt wird«, beharrte Bill. »Wenn Sie Ihnen einen Krach machen will – gut, ich kann mich in Ihre Lage versetzen, aber ...«

Sutton holte ein Bündel Banknoten aus der Tasche, nahm drei davon und legte sie auf das Pult.

Bill betrachtete das Geld nachdenklich.

»Wenn sie dabei nicht zu Schaden kommt ...« Er nahm die Banknoten mechanisch auf, faltete sie und schob sie in die Seitentasche seiner Uniform. »Wann werden Sie zurücksein?« fragte er, als Sutton nach dem Lift klingelte.

»Kurz vor oder kurz nach ihr. Wenn sie vor mir da ist, führen Sie sie bitte in den Sitzungssaal. Sagen Sie ihr, daß ich gleich komme.«

## 27

Nachdem Sutton mit dem Lift nach unten verschwunden war, setzte sich Anerley hinter sein Pult und fuhr mit der Hand durch sein ergrautes Haar. Jim, als er wieder nach oben kam, fand ihn, wie er, den Kopf in die Hände gestützt, unbeweglich ins Empfangsbuch starrte.

»Was ist los, Vater?«

»Was soll sein? Nichts ist los – stell nicht immer diese dummen Fragen!«

»Was hat eigentlich dieser Herr für ein Geschäft – dieser Mr. Sutton?«

»Er ist ein Gentleman«, erwiderte Bill schroff.

Mit einiger Anstrengung stand er auf, ging zum Eisschrank, nahm zwei Flaschen Champagner heraus, füllte Biskuits in einen Silberkorb, stellte alles auf ein Tablett und brachte es in den Sitzungssaal. Er drehte das Licht an, schaute sich um und zündete den Gasofen an. Als er wieder auf den Gang hinaustrat, kam der kleine Kellner vorbei.

»Es kommt jemand hier ins Zimmer, es darf dann nicht mehr betreten werden. Und wenn der betreffende Herr gegangen ist, wünsche ich nicht, daß aufgeräumt wird – haben Sie mich verstanden?«

»Jawohl, Sir.«

»Wenn ich sage, daß der Sitzungssaal nachher nicht geräumt werden soll«, ergänzte Anerley, der sich von jeder Verantwortung freihalten wollte, »so meine ich damit, daß der Herr den Raum bis zum Schluß gemietet hat.«

»Ich verstehe«, bekräftigte der Kellner, den solche Aufträge nicht weiter wunderten. »Ebenso Nummer vier ...«

»Der will schlafen, das habe ich Ihnen doch gesagt!« fuhr ihn Bill an. »Den dürfen Sie nicht stören. Jedes Mitglied kann hier im Club schlafen, solange es ihm paßt.«

Anerley kehrte zu seinem Pult zurück, lehnte sich daran und sagte melancholisch zu Jim:

»Was er wohl sagen würde, wenn er wüßte, was für einen Laden ich hier habe?«

»Meinst du Gott, Vater?« fragte Jim naiv.

»Aber du weißt doch, von wem ich immer spreche«, antwortete der Vater verstimmt. »Ich meine den Mann, der mich Waldemar genannt hat.«

»Vielleicht ist er tot. Viele Offiziere sind ja im Krieg gefallen.«

Bill sah seinen Sohn böse an.

Vom Nebengang her, an dem die Privatzimmer lagen, hörte man plötzlich erregte Stimmen. Ein großer, junger Mann im Gesellschaftsanzug, mit rotem, wütendem Gesicht und zerzaustem Haar, kam durch den Korridor gelaufen, gefolgt von einem kleinen Dicken.

»Nanu, was ist denn los?« fragte Bill streng.

Die Frage war überflüssig, er sah auch so, was es hier gab. Der langfingrige Walters und seine Kumpane hatten den jungen Mr. Weatherby in einem der Privatzimmer zum Spielen animiert.

»Dieser grüne Junge ...« begann Walters erregt.

»Sie haben eine Karte aus Ihrer Tasche gezogen – das habe ich genau gesehen!« schrie der junge Mann.

Walters holte aus, um nach ihm zu schlagen, doch Bill trat dazwischen.

»Ruhe!«

»Ich werde ihm das Genick ...«

»Nichts werden Sie – Sie haben hier überhaupt nichts zu wollen, Walters!«

»So? Der Lümmel darf mich einfach beschuldigen?« lamentierte der Dicke. »Und Sie haben sich gar nicht in meine Angelegenheiten zu mischen!«

Bill kümmerte sich nicht um ihn.

»Wieviel haben Sie verloren, Sir?«

»Fünfundzwanzig Pfund – das macht aber nichts ...«

»Also, Sie haben fünfundzwanzig Pfund verloren –.« Bill hielt Walters die offene Hand hin. »Zahlen!«

»Was – wollen Sie?« stotterte Walters.

»Muß ich deutlicher werden? Fünfundzwanzig Pfund – los, zahlen!«

Widerstrebend, im Zeitlupentempo, zog Walters die Brieftasche, holte fünf Banknoten heraus und übergab sie Bill, der jede einzelne kritisch untersuchte. Eine gab er zurück.

»Blüte!« sagte er.

»Wie meinen Sie?« fragte Walters unschuldsvoll erstaunt.

»Gefälscht! Keine Widerrede!«

Walters ersetzte die falsche Note durch eine andere. – »Also gut, erledigt.« Bill faltete die Fünfpfundnoten zusammen und reichte sie dem jungen Mann.

»Ich danke Ihnen, Bill!«

Weatherby gab dem »Portier« – er hielt Anerley tatsächlich dafür – eine der Noten zurück. Bill steckte sie in die Tasche und öffnete die Lifttür.

»Jim, hole schnell Mr. Weatherbys Hut!«

Es herrschte tiefes Stillschweigen, bis Jim zurückkam und mit dem jungen Mann nach unten verschwand.

»Was soll das heißen? Warum stecken Sie Ihre Nase in alles hinein?« beehrte Walters dann auf.

»Wollen Sie das wissen? Ich kann es Ihnen verraten. Wenn etwas passiert, gibt es unfehlbar eine Anzeige bei der Polizei. Sorgen Sie dafür, daß es keinen Spektakel gibt und sich die Leute nicht bei mir beschweren, dann sage ich auch kein Wort. Sowie aber der geringste Stunk entsteht, habe ich mich um die Sache zu kümmern, kapiert?«

»Geben Sie mir die fünf Pfund zurück!«

Bill lachte laut.

»Ich werde Ihnen eins unter die Nase geben!«

»Und das soll ein Club für Gentlemen sein!« schimpfte Walters. »Ich werde die Sache dem Komitee anzeigen.«

»Das Komitee bin ich. Kommen Sie mal her!« wie hypnotisiert gehorchte Walters. »So – und nun gehen Sie zurück und trinken Sie Ihren Whisky. Wenn Sie aber durchaus Streit suchen, werfe ich Sie in den Lichtschacht hinunter, daß Sie Ihr verfluchtes Genick brechen!«

Ernüchtert stolperte Walters in sein Zimmer und zu seinen Freunden zurück.

»Schöner Club das, muß ich sagen!« brummte er im Weggehen.

»Der einzige Club, in den Sie aufgenommen werden konnten!« rief Bill ihm nach. »Höchstens der ›Club ehemaliger Sträflinge von Dartmoor‹ wäre noch in Frage gekommen!«

Jim hatte sich beeilt, wieder nach oben zu kommen, um zu sehen, wie die Sache weiterging. Solche Zwischenfälle waren zwar nicht neu für ihn, aber sie machten ihm immer wieder Spaß. Doch abgesehen davon – auch er hatte etwas zu vermelden.

»Vater, du weißt doch, der Herr, den du mir damals vom Autobus aus gezeigt hast, der Offizier, von dem du immer erzählst ...«

Bill nahm seinen Klemmer ab und legte ihn auf das Pult.

»Ja – was ist mit dem?«

»Den habe ich, eben jetzt, gesehen!«

»Wie –? Das ist doch nicht möglich.«

»Doch, ich habe ihn gesehen.«

»Wo?«

»Vor dem Eingang.«

Bill Anerley schnaufte verächtlich.

»Ach was!«

»Doch, ich habe ihn gesehen!« beteuerte Jim hartnäckig.

»Er stand auf der anderen Straßenseite, als ich Mr. Weatherby hinausließ. Ich habe ihn mir genau angesehen. Aber in dem Augenblick, als ich über die Straße ging, drehte er sich um und war fort.«

Bill starrte seinen Sohn an.

»Na, was wolltest du ihm denn sagen?«

»Ich hätte ihn bestimmt gefragt: Sind Sie der Herr, der meinem Vater das Leben gerettet hat? Wenn ja, wollen Sie bitte einen Sprung nach oben kommen und ihn begrüßen?«

»Na, so was – die Sprache! Das sind mir Manieren! All das Geld, das ich für deine Erziehung ausgegeben habe – zum Fenster hinausgeworfen!« Er sah Jim von der Seite an. »Ausgeschlossen, daß er es war. Du hast damals nicht genau hingesehen, als ich ihn dir zeigte!«

»Doch, ich habe ihn genau erkannt!«

»Er sieht sehr vornehm aus«, sagte Bill mehr zu sich selbst und schüttelte den Kopf. »Was für einen Anzug hatte er denn an?«

Jim überlegte.

»Er hatte einen grauen Hut auf.«

»Und keine Hose an?« fragte der Vater spöttisch.

»Natürlich, also – er trug einen grauen Hut, einen dunklen Anzug und einen schwarzen Überzieher.«

Bill schüttelte wieder den Kopf.

»Das war er nicht.« Dann lächelte er in Erinnerung an frühere Zeiten. »Du weißt doch, Jim, das letzte, was er mir sagte, war: ›Waldemar, wenn wir je aus dem Schlamassel herauskommen, dann gönnen wir uns mal ein phantastisches Essen im Carlton-Hotel!««

Jim kannte das Carlton-Hotel nicht. Ob es das Lokal neben Lyons wäre, wollte er wissen. Sein Vater wurde böse über die Frage.

»Du ziehst aber auch alles, was du anfaßt, in den Dreck! Selbst diesen Club würdest du heruntermachen, wenn das noch möglich wäre.«

Die Liftklingel schellte. Jim fuhr nach unten.

Beim Anblick des neuen Gastes grinste Bill unangenehm berührt, denn Mr. Harras, kein gerade häufiger Besucher des Leopard-Clubs, war eine Art Sturmvogel. Anerley hatte die Erfahrung gemacht, daß jedesmal etwas im Anzug war, wenn dieser liebenswürdige Mann vom »Postkurier« bei ihm erschien. Er war Ehrenmitglied des Clubs, denn eine von Bills Devisen lautete: Man darf es mit der Presse nicht verderben! Konnte man wissen, ob einem der Einfluß der Zeitungen nicht irgendwann zustatten kam?

»Guten Abend, Mr. Harras!« Er schüttelte dem Reporter die Hand. »Freut mich. Habe Sie schon eine Weile nicht mehr gesehen – um so öfter lese ich Ihre Artikel.«

»Das will ich hoffen – in Ihrem Interesse natürlich!« Harras sah sich um. »Alles beim alten, wie?« Er berührte die Wand. »Den Bierfleck haben Sie immer noch nicht beseitigt – wer war es doch gleich, der die Flasche nach Ihnen warf?«

Bill lächelte höflich über den Witz.

»Ist irgend etwas los, Mr. Harras?« fragte er vertraulich.

Harras schaute sich weiter im Korridor um.

»Na, Sie wissen ja, die Presse kommt ungefähr zur gleichen Zeit wie die Polizei – in der Regel sogar etwas früher. Ist wer von Bedeutung hier?«

»Niemand, den Sie kennen, Sir. Erwarten Sie jemand?«

Harras blickte zur Decke und rieb sich das Kinn.

»Nun – ja, das heißt, vielleicht auch nicht. Wenn die Redaktion nach mir telefoniert, sagen Sie bitte ...«

Bill verstand.

»Daß Sie nicht da sind – schon gut. Möchten Sie ein Zimmer haben?«

Einen Privatraum hatte Harras noch nie genommen. Bill wunderte sich, was dieser alte Fuchs in den langen Redepausen denken mochte.

Aber Josua überlegte nur, ob sich die Kosten eines Privatzimmers auf seiner Spesenrechnung rechtfertigen ließen. Dann entschied er, daß die Zeitung das zahlen mußte.

»Ja, ich möchte ein Zimmer haben.«

Bill klingelte.

»Sind Sie in Damenbegleitung?« fragte er anzüglich.

»Nein. Ich wünsche Ruhe. Geben Sie mir ein Zimmer weitab skandalöser Geschichten und geräuschvoller Zusammenkünfte.«

Der Kellner erschien.

»Mr. Harras hat Zimmer neun. – Wünschen Sie irgend etwas?«

Josua bestellte Bier. Dann kam ihm ein Gedanke.

»Ist Mr. Tillman auch Mitglied des Clubs?«

Bill zog die Stirne kraus und schaute die Mitgliederliste durch.

»Nein, Sir.«

»Gott sei Dank!« seufzte Harras erleichtert.

Vater und Sohn beobachteten, wie der Reporter durch den Gang schlurfte und in Nummer neun verschwand.

»Der kommt doch nicht oft hierher, Vater?«

»Nein – aber wenn er kommt, dann gibt's Spektakel.« Bill sah auf die Uhr. »Geh nach unten und paß auf – ich möchte wissen, wo Sutton so lange ...«

In diesem Augenblick läutete wieder die Liftklingel.

Eine Minute danach trat Sutton aus dem Aufzug.



»Ist die Dame da?« fragte er sofort.

»Nein, Sir.«

Sutton war erstaunt.

»Wie – sie ist noch nicht gekommen?«

»Seien Sie vorsichtig!« sprach Bill leise auf ihn ein. »Sie wissen, daß ich keine Verantwortung übernehmen kann.«

»Sie meinen wegen des Schlafens? Machen Sie sich darüber keine Sorgen!«

Bill zuckte die Achseln.

»In Ordnung, Sir. Sie haben mir nichts gesagt, und ich weiß von nichts.«

»Gut. – Ach, ich wollte Sie noch etwas fragen, Anerley! Kennen Sie einen Captain Leslie? Ist er Mitglied hier?«

»Nein. Wir haben viele Captains, aber keinen Leslie.«

Sutton überlegte einen Moment.

»Möglicherweise heißt er auch gar nicht Leslie – ich bin sogar sicher, daß er sich diesen Namen nur zugelegt hat.«

»Möglicherweise sind die anderen auch keine Captains – wer ist es denn, Sir?«

Sutton schien die Frage zu überhören, und Bill wiederholte sie.

»Leslie? Ach, ein früherer Verbrecher.«

Bill lachte.

»Dann wäre er ja als Mitglied dieses Clubs qualifiziert! – Expecten Sie ihn?«

»Ob ich ihn erwarte?« wiederholte Sutton langsam. »Ich weiß nicht, ob ich ihn erwarten soll. Vielleicht kommt er nicht. Jedenfalls, wenn er kommt und nach mir fragt – ich bin nicht da. Offen gestanden, er ist mein Feind und hat mir gedroht ...«

»Na, dann überlassen Sie ihn mir«, meinte Bill gemüt-

lich, »ich werde schon mit ihm fertig, wenn er nicht gerade Boxer ist. Captain Leslie? Kann mich nicht auf den Namen besinnen. Wünschen Sie sonst noch etwas, Sir?«

Mitten im Gang, ein paar Schritte von ihnen entfernt, stand auf einmal Harras. Ob er schon eine Weile dort stand, konnte Bill nicht sagen. Sutton, der sich, Anerleys Blick folgend, umdrehte, erschrak beim Anblick des Reporters.

Die Überraschung war offensichtlich gegenseitig. Harras öffnete den Mund, aber er sagte nur:

»Oh!« Und nach einer Pause: »Welch merkwürdiges Zusammentreffen!«

»Ja, ich bin selbst erstaunt, daß ich hier bin. Aber das bringt mein Beruf mit sich – wir finden uns immer auf irgendeinem Schauplatz, den wir am wenigsten vermutet hätten. – Doch entschuldigen Sie die Störung, ich komme später noch mal.«

Damit zog sich Josua diskret zurück.

Sutton stand noch herum und wollte nicht in sein Zimmer gehen.

»Kennen Sie Mr. Barrabal?« fragte er.

»Den Polizeiinspektor? Ich habe von ihm gehört.«

»Der ist doch noch nie hier gewesen?«

Bill kräuselte die Lippen und tat, als ob er nachdächte.

»Möglich ist's schon, ich hätte ihn aber wohl kaum erkannt. Er soll ja ein recht ungewöhnlicher Polizeibeamter sein, wie man hört.«

Endlich verzog sich Sutton in den Sitzungssaal.

Bill war aufgeregt. Er spürte, daß an diesem Abend noch etwas Unangenehmes passieren würde. Er wünschte Harras herbei und überlegte, ob er ihn in seinem Zimmer aufsuchen sollte. Noch bevor er sich darüber klarwerden

konnte, erschien Harras selbst.

»Sagen Sie, Mr. Harras, sind Sie mit Mr. Sutton befreundet?«

Da Josua nie zugab, irgend jemandes Freund zu sein, antwortete er ausweichend und stellte eine Gegenfrage:

»Haben Sie unter Ihren Mitgliedern einen gewissen Captain Leslie?«

Bill Anerley war sprachlos und starrte ihn an.

»Das ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, Mr. Harras. Sie sind schon der zweite heute abend, der diese Frage stellt.«

»Der andere war sicher Mr. Sutton?«

»Dieser Leslie ist wohl irgendein Verbrecher, nicht wahr?« erkundigte sich Bill.

»Das ist ein etwas gewöhnlicher Ausdruck, aber möglicherweise paßt er auf ihn. Welches Zimmer hat Mr. Sutton?«

Aber da stellte Harras eine Frage, die zu beantworten die ungeschriebenen Regeln des Clubs verletzt hätte.

»Das kann ich Ihnen unmöglich sagen, wir geben keinerlei Auskunft über Mitglieder.«

»Na ja, ich wette, er hat den Sitzungssaal«, murmelte Harras, was Bill ziemlich verdroß. »Ach, beinah hätte ich vergessen, warum ich überhaupt nach vorn gekommen bin. Eine Fliege ist in mein Glas gefallen, und da wollte ich Sie fragen, ob Sie mir ein anderes – oder lieber gleich einen Löffel geben könnten, falls ich noch mehr Fliegen aus meinem Bier herausfischen muß!«

»Es war die einzige Fliege, die hier im Club verkehrt«, witzelte Bill, als sich Josua zum Gehen wandte.

Aber Harras behielt doch das letzte Wort.

»So? Wenn ich das gewußt hätte, würde ich etwas Besseres bestellt haben als Ihr vergiftetes Bier!«

## 28

Jim war schon vor einer Weile mit seinem Lift wieder nach unten gefahren, und für einige Minuten war Anerley allein. Er nahm das Mitgliederverzeichnis, schlug den Buchstaben L auf und fuhr mit dem Finger die Reihe entlang.

»Lane, Larkley, Larry, Leach ...«

Kein Leslie!

Der Lift kam wieder nach oben. Die Tür wurde aufgestoßen, und Jim sprang aufgeregt heraus.

»Er ist's Vater! Er ist's!« rief er außer sich und zeigte auf den Herrn, der eben den Lift verließ.

»Er?«

Bill warf einen Blick auf das Gesicht des Besuchers, dann eilte er mit ausgestreckten Händen auf ihn zu.

»So eine Freude! Erkennen Sie mich nach all den Jahren noch? Ich sagte gerade vorhin, ich würde tausend Pfund geben, um Sie wiederzusehen!«

Leslie zog die Augenbrauen hoch.

»Ich kann mich nicht besinnen ...«

»Nicht auf den Granattrichter auf Höhe sechzig?« fragte Bill ungläubig.

Plötzlich ging ein Lächeln über Leslies Gesicht.

»Großer Gott – Waldemar!«

»Waldemar!« Bill strahlte vor Freude. »Hast du's gehört, Jim? – Waldemar!« Er lachte, Tränen traten ihm in die

Augen. »Komm her, Jim, gib dem Herrn die Hand, der deinem Vater das Leben gerettet hat!«

Jim machte eine linkische Verbeugung.

»Sie glauben gar nicht, wie froh ich bin. Ich danke Gott, daß ich Sie wiedergetroffen habe. Erinnern Sie sich noch, wie die Granaten angeschwirrt kamen, immer über uns weg, und wie Sie dann sagten: ›Waldemar, wenn Sie zuerst in den Himmel kommen, dann sagen Sie, daß ich noch hier sitze!‹ – Waldemar ist für mich seit der Zeit ein heiliges Wort!«

Leslie kicherte.

»Ich freue mich auch, daß ich Sie wiedersehe. Wie heißen Sie aber in Wirklichkeit?«

»Nennen Sie mich weiter Waldemar«, bat Bill.

»Sie sind ein wenig älter geworden – sind Sie hier Portier des Clubs?«

Bill hustelte. Er mußte das dem Herrn erklären.

»Ich will ganz offen sein. Ich bin selbst der Club. Ich kaufte ihn von einem Italiener, das Geld lieh ich mir von einem reichen alten Herrn – er bekam neun Monate, das heißt, ich meine natürlich den Italiener, dem der Club geschlossen wurde, nicht den alten Herrn, der mir das Geld lieh. Man gab mir die Konzession wieder – nun gut, es ist ja nicht gerade der Union-Club, wie Sie sehen, und ich muß ein kleines Risiko auf mich nehmen, aber man will schließlich leben.«

Leslie nickte bedächtig.

»Wenn Sie in dem Granattrichter umgekommen wären, dann wären Sie wenigstens als anständiger Kerl gestorben!«

»Ja, aber ich hätte Schulden hinterlassen«, erwiderte Bill schlagfertig. »Sie sind Mitglied hier –? Nein, natürlich

nicht.«

»Nein, das bin ich nicht.«

»Nun, dann will ich Sie schnell in die Mitgliederliste eintragen. Vielleicht wäre es zwar besser, wenn ich es nicht täte, denn für einen Gentleman wie Sie ... Darf ich um Ihren Namen bitten? Ich hätte ihn schon längst gern gewußt.«

»Mein Name ist Leslie – Captain Leslie.«

Er sah Bills Bestürzung, konnte sich aber den Grund dafür nicht erklären.

»Captain Leslie?« wiederholte Bill leise und betroffen. »Aber sicher sind Sie nicht der Herr, an den ich eben dachte. Kennen Sie Mr. Harras?«

»Den Zeitungsreporter? O ja, den kenne ich.«

Bill sah hilflos vom Captain zu seinem Sohn.

»Jim, mach, daß du nach unten kommst!« befahl er kurz. Als der Lift verschwunden war, sprach er weiter. »Ich möchte nicht zuviel vor dem Jungen sagen. Sie haben doch nichts dagegen, wenn ich noch eine Frage an Sie richte? Oder wenn ich vielleicht etwas Unangenehmes fragte –? Entschuldigen Sie, daß ich ...«

»Schießen Sie los!«

»Jemand hat heute abend hier von Ihnen gesprochen.«

»Sutton?«

Es war also kein Irrtum, keine Verwechslung. Bill, sonst ein recht harter, rauher Mann, spürte einen Stich im Herzen. Das war Leslie – er, ein alter Verbrecher! Leslie – der Mann, den er all die Jahre verehrt und vergöttert hatte!

»Er hat vermutlich erzählt, ich hätte früher gegessen?«

»Nun ja, so etwas Ähnliches. Es tut mir leid, Sir. Sie hatten sicher ein trauriges Erlebnis – aber wir alle haben ...

Es tut mir furchtbar leid für Sie.«

»Verschwenden Sie Ihr Mitleid nicht!« wehrte John vernünftig ab. »Es geht mir ganz gut.«

Das war eine beruhigende Nachricht, und Bill wurde auch wieder fröhlicher.

»Ja, so ist es richtig – man soll sich nicht unterkriegen lassen. Darf ich Ihnen einmal den Club zeigen, Sir? Er ist nicht gerade vornehm, aber unser Kellner ist ebenso gut wie in manchem Club in New York.« Er lachte zufrieden.

»Ist Sutton hier?«

Harras gegenüber hätte Anerley unter gar keinen Umständen das Gebot der Diskretion verletzt, aber diesem Mann hier die Wahrheit einzugestehen, war etwas ganz anderes.

»Er ist im Sitzungssaal.«

»Das ist der Raum hier an der Ecke – ich habe den Plan des Clubs gesehen. Ist er allein?«

»Er hat eine Flasche Champagner vor sich stehen und erwartet eine Dame.« Leise ergänzte Bill: »Vorhin eröffnete er mir, daß er Ihr Feind sei – aber wenn er Ihr Feind ist, dann ist er auch mein Feind!«

Er knöpfte seinen Uniformrock auf, zog ein kurzes Eisen aus der Innentasche und wollte Leslie den Totschläger in die Hand drücken.

»Gehen Sie hin und hauen Sie ihm eine 'runter!«

»Nein, nein, ich will ihn ja gar nicht um die Ecke bringen!«

»Tun Sie es ruhig – sagen Sie ihm einen schönen Gruß von mir, Sie hätten die Erlaubnis vom Komitee!«

»In welchem Zimmer sitzt Harras?«

»In Nummer neun – er amüsiert sich damit, Fliegen zu

fangen.«

»Ich will mal zu ihm hineingehen.« Als Bill ihn hinführen wollte, lehnte John ab: »Nicht nötig, ich kenne mich schon aus.«

»Entschuldigen Sie.« Und flüsternd gab Bill ihm noch einen Rat: »Wenn es Spektakel geben sollte, dann finden Sie gerade gegenüber von Nummer neun eine kleine Feuerleiter. Sie führt hinunter – ins Freie. Das Hoftor wird offen sein. Ich möchte heute abend eine alte Rechnung begleichen!«

»Bei Gott, tun Sie das!«

Mit langen Schritten steuerte Leslie den Korridor entlang. Der ›Schläfer‹ in Nummer vier hörte ihn vorübergehen. Er öffnete die Tür einen Spalt weit und beobachtete, wie Leslie vor Nummer neun anhielt und hineinging, hörte auch den überraschten Ausruf und Gruß von Mr. Harras – dann schloß sich die Tür wieder, und die Stimmen verklangen.

## 29

Im Sitzungssaal wartete Frank Sutton mit fiebernder Ungeduld auf Millie Trents Ankunft. Jede Minute war kostbar.

Er hatte seine Absicht, nach Wimbledon zurückzukehren, aufgegeben, und nachdem er sich zu dieser Änderung entschlossen hatte, telefonierte er mit ›Hillford‹. Jedes Privatzimmer im Leopard-Club hatte einen Telefonschluß. Der Diener antwortete.

»Mr. Friedman ist zur Stadt gefahren, ebenso Miss Beryl – Mrs. Sutton wollte ich sagen ... – Nein, Sir, ich weiß



nicht, wohin. Die Koffer sind bereits zur Bahn gebracht worden.«

Sutton nahm an, Lew und Beryl wären zusammen zur Station gefahren. Wenn er weniger ungeduldig gewesen wäre, hätte er in Erfahrung gebracht, daß die beiden Wimbledon zu ganz verschiedenen Zeiten verlassen hatten und keiner vom Verbleib des andern etwas wußte.

»Ich hätte ihn darauf aufmerksam machen sollen, daß das Handgepäck von Miss Beryl noch hier ist«, sagte der Diener nach dem Anruf zum Dienstmädchen, das neben ihm stand.

Sutton entkorkte die Champagnerflasche, füllte sein Glas und trank es aus. In das andere Glas hatte er bereits vorher aus einer kleinen Medizinflasche dreißig Tropfen einer wasserklaren Flüssigkeit geträufelt.

Zweimal schon, bei früheren Gelegenheiten, hatte er dieses Mittel erprobt, es aber jeweils bei zwanzig Tropfen bewenden lassen.

In diesem Fall jedoch durfte er nichts riskieren.

Lew Friedman wäre übrigens sehr überrascht gewesen, wenn er gewußt hätte, daß nicht nur ihm allein an der Vorverlegung der Hochzeit soviel gelegen war, sondern ganz besonders Mr. Sutton selbst, nachdem er den fatalen Irrtum entdecken mußte, daß er ein falsches Datum für die Abfahrt der ›Empress of India‹ im Kopf gehabt hatte. Tatsächlich fuhr sie mehrere Tage früher von Liverpool ab.

Den einzigen Mann, der die Hochzeit noch hätte hintertreiben können, hatte er planmäßig aus dem Weg geräumt. Es war kein Zufall gewesen, daß John Leslie gerade an diesem Morgen verhaftet wurde. Daß Leslie gegen Bürgschaft freigelassen würde, an diese Möglichkeit freilich hätte Sutton nicht im Traum gedacht. Vielmehr hatte er sich ausgerechnet, daß es wenigstens vierzehn Tage dau-

ern werde, bis Leslie seine Unschuld beweisen könnte.

Er hörte ein Klopfen an der Tür, schaute schnell auf das zweite Glas und zog es ein wenig näher an das seine heran. Erst dann rief er:

»Herein!«

Er hätte sich denken können, daß Millie sich ihm gegenüber die Formalität des Anklopfens schenken würde.

Bill Anerley trat ein. Sutton fand, er sehe blaß und verstört aus.

»Ist alles in Ordnung, Sir?« Bill starrte auf Sutton, als ob etwas Ungewöhnliches an ihm wäre.

»Warum sollte nicht alles in Ordnung sein?«

Bill gab darauf keine Antwort.

»Ich wollte Sie noch fragen«, begann er leise, »wegen dieses – Leslie. Was haben Sie ihm denn getan?«

Sutton wollte ihm erwidern, daß ihn das nichts anginge, überlegte es sich aber anders. Möglicherweise mußte er Bills Hilfe doch noch in Anspruch nehmen. Abgesehen davon war es auch zwecklos, jetzt noch länger die Rolle des erfolgreichen Großkaufmanns zu spielen. Er stand ja ungefähr auf der gleichen Stufe wie Anerley, das heißt, Anerley war ihm darin sogar überlegen, daß er sich vom Gesetz nicht allzu bedroht fühlen mußte.

»Ich nahm ihm sein Mädchen weg – da wurde er natürlich wütend!«

»Ach so, das haben Sie getan!« sagte Bill langsam. »Ja, jetzt verstehe ich. Natürlich – das erklärt alles.«

»Was erklärt das?« fragte Sutton scharf.

»Daß er Ihnen ans Leder will – haben Sie ein Schießbeisen bei sich?«

»Nein«, antwortete Sutton rasch.

Bill wußte, daß er log.

»All right!«

Er warf einen Blick auf den Tisch, sah die beiden Gläser, nickte und zog sich zurück. Er wollte Leslie aufsuchen. Aber Leslie war nicht mehr im Zimmer des Reporters, und Bill mußte die Warnung, die er ihm zukommen lassen wollte, aufschieben.

Kaum hatte Bill Anerley Sutton verlassen und die Tür des Sitzungssaals hinter sich zugezogen, schaute Frank wieder auf die Uhr und fluchte. Er nahm eine Abendzeitung aus der Tasche und versuchte zu lesen. Aber er konnte seine Gedanken nicht konzentrieren. Ungeduldig goß er sich während des Lesens noch ein Glas Champagner ein.

Plötzlich schrillte das Telefon. Hastig nahm er den Hörer. Es war Millie. Sein Gesicht wurde rot vor Ärger, als er vernahm, daß sie noch immer nicht im Hause war.

»Was, zum Teufel, hältst du mich so lange auf?« schrie er wild. »Ich bin schon spät genug dran! – Halt den Mund – sag nichts am Telefon, komm endlich und sprich persönlich mit mir! Wie –? Ach was, die verfluchten Detektive! Du wirst nicht beobachtet. Wo bist du überhaupt?«

Sie befand sich in einem Restaurant gegenüber dem Leopard-Club. Das beruhigte ihn etwas.

»Also, komm jetzt gleich herauf! Ich rede am Telefon nicht mit dir – ich muß dich dringend sprechen, es ist etwas Wichtiges vorgefallen.«

Geräuschvoll schmettete er den Hörer auf den Apparat. Er war so wütend, daß er ihr am liebsten die ganze Wahrheit ins Gesicht geschleudert hätte – daß es diesmal nicht eins der kleinen Abenteuer war, die an der Kirchentür endeten. Noch nie hatte ihm das Schicksal ein so schönes Mädchen zugespielt wie Beryl Stedman. Die Schiffskabinen waren reserviert, in anderthalb Stunden schon befan-

den sie sich auf dem Weg nach Liverpool, und ob Lew Friedman die wahren Zusammenhänge so bald in Erfahrung bringen würde, stand keineswegs fest. Es konnte nicht allzu schwierig sein, ihn bei guter Laune zu halten. Lews Argwohn richtete sich vor allem gegen Millie Trent – Sutton brauchte ihm nur vom Schiff aus zu schreiben, daß er sich statt für Schottland für Kanada entschlossen habe, weil er die Beziehungen zu seiner Sekretärin vollständig lösen wolle. Und Millie würde schließlich vernünftig sein und nichts unternehmen. Er hatte schon öfters ihre Wutanfälle erlebt. Doch schon morgen früh, wenn sie sich der unvermeidlichen Tatsache gegenüber sah ... Frank lächelte vor sich hin. Er schätzte den Groll einer eifersüchtigen Frau nicht gerade sehr hoch ein, und er sah auch gar nicht ein, was sie zu einem so rachsüchtigen Verhalten berechtigen könnte.

Er schaute auf. Vom Gang her klangen Stimmen, dann wurde es wieder ruhig. Er nahm die Zeitung auf und versuchte, im Sportteil zu lesen. Allmählich fürchtete er sich doch etwas vor der Unterhaltung mit Millie – ein Schluck Champagner würde ihm gut tun. Er nahm das volle Glas und trank es in einem Zug aus. Dann vernahm er wieder ein Geräusch und hob den Kopf.

Leise öffnete sich die Tür, immer weiter – eine Hand mit einer Pistole erschien. Frank sprang auf, er sah niemand. Eine Sekunde lang starrte er auf die Mündung der Pistole, dann in das kreidebleiche Gesicht des Mannes, der sich jetzt in der Tür zeigte. Mit einer ruckartigen Bewegung wollte er nach dem Revolver in seiner Hüfttasche greifen.

Aber weder hörte er den Schuß, der nun fiel, noch sah er das Aufzucken der Flamme, die aus dem Schalldämpfer schlug. Schwer fiel er zu Boden.

Nach einer Weile wurde die Tür ganz aufgestoßen. John Leslie trat ein. Er hielt eine rauchende Pistole in der Hand,

sah auf die hingestreckte Gestalt, ließ die Waffe in seine Tasche gleiten und drehte den Körper auf die andere Seite. Er warf nur einen Blick auf das verzerrte Gesicht.

»Zinker –«, sagte er laut, »du wirst niemand mehr verzinken!«

John Leslie hielt es nicht für ratsam, das Gebäude auf dem gleichen Weg, den er gekommen war, zu verlassen. Statt dessen kletterte er die schmale Feuerleiter hinab, unten stand das Hoftor weit offen, so daß er gleich ins Freie kam. Dadurch vermied er auch ein Zusammentreffen mit Millie Trent, die ungefähr zur gleichen Zeit oben im Club den Lift verließ.

## 30

Bill Anerley hatte hinter seinem Pult zuerst nur ein merkwürdiges Geräusch und dann einen Fall gehört.

Er schaute auf und wischte sich die nasse Stirn mit dem Taschentuch ab. Mit zitternden Fingern wendete er die Blätter des Clubbuchs um. Leslie hatte den Kerl sicher niedergeschlagen, ihm eine tüchtige Tracht Prügel versetzt – das war alles nicht so schlimm ... Sutton hatte ihm ja das Mädchen weggenommen, da war es ganz recht, wenn er ordentlich eins über den Schädel bekam.

»Guten Abend, Miss!« Bills Stimme klang gepreßt, sein Gesicht war blaß.

»Wo ist Mr. Sutton?« fragte Millie Trent.

»Sutton?« Anerleys Hand fuhr ans Kinn. »Ach so, Sie meinen Mr. – Mr. Sutton?«

»Sie wissen ganz genau, wen ich meine!« fauchte sie ihn an. »Was fehlt Ihnen eigentlich?«

»Nichts. Ich werde Sie melden.«

»Die Mühe können Sie sich sparen, ich kenne den Weg genau, er ist doch im Sitzungssaal, nicht wahr?«

Sie wollte an ihm vorbei, aber er trat ihr in den Weg.

»Was soll das bedeuten?« Ihre Stimme vibrierte gefährlich.

»Es ist besser, wenn ich ihm sage, daß Sie kommen.«

»Ist jemand bei ihm?«

»Nein!« Bill brüllte es beinahe.

Sie stemmte beide Fäuste in die Hüften und betrachtete ihn argwöhnisch.

»Ich weiß, was hier vorgeht! Hören Sie, Anerley – haben Sie irgendeinen Auftrag bekommen, der mich betrifft?«

Er war offensichtlich froh über den kurzen Aufschub.

»Ich weiß nicht, was Sie meinen, Miss Trent. Ich habe nur den Auftrag, Sie zu ihm zu führen.«

»Hat er Ihnen nicht gesagt, daß Sie eine besondere Flasche Wein für mich bringen sollen –? Sehen Sie, ich weiß es.«

»Natürlich hat Mr. Sutton eine Flasche bestellt!«

Sie lachte.

»Vermutlich hat er Ihnen auch nicht gesagt, was Sie tun sollen, wenn Sie später in den Sitzungssaal kommen und mich am Tisch schlafend finden?« fragte sie drohend.  
»Hat er Ihnen darüber keine Verhaltensmaßregeln gegeben?«

Bill schluckte. Er war über die unerwartete Frage bestürzt.

»Nun, ich verstehe alles – ich werde Ihnen aber die Mühe ersparen, mich aufwecken zu müssen. Wenn Sutton das Haus verläßt, gehe ich mit ihm. Der verrückte Kerl denkt,

er könnte mir eine Falle stellen!«

»Ich begreife nicht, was Sie wollen. Sie dürfen keine derartigen Anschuldigungen machen – dies hier ist ein angesehener Club!«

»Oh, ich weiß schon Bescheid über den Club – Sie aber wissen von gar nichts! Sie würden nicht verzinken, was hier passiert, wie?« Als Bill sich wütend verneigte, rief Sie böse: »Wenn in London verzinkt wird, sind Sie daran schuld – und der da drin!« Sie drehte sich zum Liftboy um. »Wo ist der Herr, den Sie vor kurzem heraufgebracht haben? Ich war drüben im Restaurant und habe den Club-eingang beobachtet. War es nicht Leslie?«

»Ich weiß nicht, wen Sie meinen.«

»Sie lügen! – Und jetzt gebe ich Ihnen den Auftrag, Anerley, sofort Inspektor Barrabal zu rufen, wenn ich in einer Viertelstunde nicht aus dem Zimmer herauskomme. Wenn Sie das nicht tun, mache ich eine Anzeige bei der Polizei, daß Ihnen für immer das Handwerk gelegt wird!«

»Eine Dame vom Scheitel bis zur Sohle –«, brummte Jim, als sie verschwunden war.

Bill sagte nichts. Er wartete – wartete ... Plötzlich hörte er einen schrillen Schrei. Er wußte, daß dies das Ende des Leopard-Clubs bedeutete. Verzweifelt winkte er seinen Sohn zu sich und sprach hastig auf ihn ein.

»Geh auf die Straße, such einen Polizisten und bring ihn hierher! Wenn sie mich verhaften, gehst du zur Mutter und sagst ihr, daß nichts passiert ist, worüber sie sich aufregen muß. Sag ihr nur, daß ich heute abend bei Waldemar bin – dann wird sie schon alles verstehen.«

Als Beryl wieder zu sich kam, saß sie im Auto. Der Chauffeur ihres Taxis war ihr nachgefahren und hatte geholfen, sie in den Wagen zu tragen. Ein Unbekannter beugte sich, ein halbgefülltes Wasserglas in der Hand, durch die offene Autotür.

»Ich danke Ihnen vielmals, es geht schon wieder besser«, sagte Beryl mit Anstrengung. Ihre Gedanken wirbelten durcheinander. »Haben sie – haben sie ihn gefangen?«

»Den Mörder –? Den Kerl werden sie nicht so bald haben. Es ist der, der heute morgen verhaftet und dann auf Bürgschaft wieder entlassen wurde. Ich wette, Barrabal würde sich am liebsten den Kopf abreißen, daß er das getan hat!«

Sie wunderte sich, wer so zu ihr sprach, und merkte erst jetzt, daß es ein Polizist war. Selbst Beamte können aus der Schule plaudern, obschon es keine größere Indiskretion für einen Polizisten gibt, als in der Öffentlichkeit einen hohen Beamten von Scotland Yard zu kritisieren.

»Wo soll ich Sie hinfahren, Miss?« fragte der Chauffeur.

Sie versuchte nachzudenken. Ihren Wagen hatte sie doch irgendwo gelassen ...

»Bringen Sie mich zur Redaktion des ›Postkurier‹.«

Dort angekommen, schickte sie ihre Karte hinauf. Diesmal kam Mr. Field zu ihr herunter. Bevor sie etwas sagen konnte, fragte er:

»Waren Sie im Leopard-Club, als der Mord verübt wurde?«

»Nein, ich war draußen – es ist furchtbar!«

»Haben Sie Harras gesehen?«

»Nein. War er dort?«



»Er ist bestimmt dort gewesen, und wenn er nicht betrunken ist und nur die Hälfte von dem stimmt, was er uns telefonisch durchgegeben hat, dann haben wir die größte Reportage, die je in dieser Zeitung veröffentlicht wurde. Haben Sie Barrabal gesehen? Kennen Sie ihn?«

»Sie meinen den Polizeibeamten? Nein, der einzige Bekannte, den ich traf, war Tillman.«

»Ach –!« Er starrte sie entgeistert an. »Sie haben Tillman gesehen – der war auch da? Ich möchte wissen, ob Harras eine Ahnung davon hat. Vorhin erwähnte er es nicht, als ich mit ihm sprach.« Als ihm einfiel, daß diese Frage für sie bedeutungslos war, erkundigte er sich freundlich: »Wohin wollen Sie jetzt gehen? Sie haben ja noch Ihren Wagen hier, aber sicherlich können Sie in der Verfassung nicht allein zurückfahren – Sie sehen sehr mitgenommen aus.«

»Ich bin etwas verwirrt«, sagte sie und lächelte matt. »Und ich möchte auch gar nicht nach Wimbledon fahren. Hat jemand nach mir gefragt?« Es war nicht einzusehen, warum ausgerechnet in der Redaktion des »Postkurier« jemand nach ihr fragen sollte, und sie erkannte auch sofort die Nutzlosigkeit ihrer Frage. »Sagen Sie mir bitte, wurde der – der Mann verhaftet, der Mr. Sutton tötete?«

Sein Gesichtsausdruck wechselte plötzlich. Er war bestürzt, und es tat ihm leid – erst jetzt gingen ihm die Zusammenhänge auf, er begriff, daß er ja mit der Witwe des Ermordeten sprach.

»Es tut mir furchtbar leid, Mrs. Sutton –«, begann er, aber sie unterbrach ihn.

»Ich bin nicht deshalb so niedergeschlagen – ich weiß, daß das befremdend klingt, aber ich fühle wirklich keine große Trauer. Hat man den Mörder verhaftet? Wie wurde Sutton ermordet?«

»Er ist erschossen worden. Harras hörte den Schuß – vorausgesetzt, daß er nicht phantasiert hat. Die Polizei sucht einen Verdächtigen, aber ich glaube, er wurde noch nicht gefunden.«

»Meinen Sie – Captain Leslie?«

»Ja. Harras hat es allerdings nur gerüchtweise erwähnt.« Doch jetzt wurde Mr. Field ungeduldig. Er war schon viel zu lange unten. Die Zeitung mußte fertig werden, und der ausführliche Bericht von Harras wurde erwartet. »Ich glaube, Sie fahren jetzt am besten nach Wimbledon zurück. Ich habe oben im Büro einen jungen Mann, der Auto fahren kann. Würden Sie gestatten, daß er Sie nach Hause bringt?«

»Ja – doch«, stimmte sie nach einigem Zögern zu, »es wird das beste sein. Ich muß irgendwo sein, wo man mich finden kann.«

Er verschwand nach oben, kam aber gleich darauf mit einem rothaarigen jungen Mann zurück.

»Dieser Herr wohnt auch in Wimbledon. Sie tun ihm einen Gefallen, wenn Sie gestatten, daß er Sie nach Hause fährt.«

Beryl war eigentlich froh, daß ihr der Chefredakteur die Entscheidung aus den Händen nahm. Der junge Mann sprach, als er sie nach Hause chauffierte, unbekümmert über die in Aussicht stehende Reportage, über Kriminalfälle im allgemeinen und über Fußball. Endlich hielt der Wagen in der Einfahrt von »Hillford«. Sie hatte kaum Zeit, ihrem Begleiter zu danken und sich von ihm zu verabschieden, als die Haustür aufging und der Diener Robert herauskam.

»Sind Sie es, gnädiges Fräulein? Mr. Friedman ist zurückgekommen. Ich habe ihm alles genau bestellt. Und dann hat eine Zeitungsredaktion angerufen – das »Journal«

...«

Sie eilte schnell an ihm vorbei zur Bibliothek. Lew Friedman stand vor dem Kamin, die Arme auf das Gesims gelegt und den Kopf auf die verschränkten Hände gestützt. Beim Geräusch der sich öffnenden Tür drehte er sich schnell um. Sie war entsetzt über sein Aussehen. Sein Gesicht war grau und hatte sich, seit sie ihn zuletzt gesehen hatte, völlig verändert.

Unsicher kam er auf sie zu und nahm sie in die Arme.

»Liebe Beryl, Gott sei Dank, daß du wieder zu Hause bist!«

»Onkel Lew!« Forschend schaute sie ihm ins Gesicht. »Weißt du, was passiert ist?«

Er antwortete nicht.

»Frank Sutton ist tot«, flüsterte sie.

Er starrte sie nur an, ohne zu sprechen.

»Onkel Lew, weißt du, wer ihn getötet hat –? Ich muß es dir sagen, morgen werden alle Zeitungen voll davon sein – John Leslie hat ihn ermordet!«

»John Leslie – wer hat dir das gesagt?«

»Alle Leute wissen es – ich war dabei ...«

»Im Leopard-Club?« fragte er entsetzt.

»Nein, draußen auf der Straße. Ich wollte zum Club fahren, um Mr. Harras zu sprechen, aber als ich dort ankam, war alles schon passiert. Ach, Onkel Lew, es ist furchtbar ...«

»Woher weißt du denn eigentlich, daß John Leslie es getan hat?«

»Ich hörte, wie sie es rief – Millie Trent! Sie schrie es laut genug, es war schauerlich – ich werde diesen Schrei nicht so bald vergessen.«

»Wo war sie?«

»Man brachte sie aus dem Club, schleppte sie fort, aber sie schrie die ganze Zeit, daß John Leslie ihn umgebracht habe.«

Er legte seine Hände auf ihre Schultern und sah sie an.

»Das ist eine gräßliche Lüge! John Leslie hat ihn nicht umgebracht. Wenn nötig, werde ich vor Gericht beschwören, daß er unschuldig ist.«

## 32

Die drei Angestellten der Sutton-Company, die an diesem Abend Überstunden gemacht und Abrechnungen erstellt hatten, waren inzwischen nach Hause gegangen. Der Nachtportier saß schläfrig in seiner Loge, als John Leslie rasch die dunkle Straße entlangkam, das Haupttor aufschloß und eintrat. Oben im Treppenhaus brannte eine schwache Birne, die gerade genug Licht gab, damit der Nachtwächter seine Rundgänge machen konnte.

Leslie ging direkt zu seinem Zimmer hinauf und wollte aufschließen, doch zu seinem größten Erstaunen fand er die Tür offen. Er trat ein und machte Licht. Kleine Rinnsale tropften von seinem schwarzen Regenmantel herunter. Er legte ihn über eine Stuhllehne. Als er den Schlüssel auf seinem Schreibtisch liegen sah, runzelte er die Stirn. Jemand war vor ihm hier gewesen. Er schaute auf die Asche im Kamin. Die Reste verbrannten Papiers redeten eine deutliche Sprache. Wer hatte diese Überbleibsel noch durchsucht? Merkwürdigerweise richtete sich sein Verdacht sofort auf den richtigen Mann, denn er hatte keine geringe Meinung von Josua Harras' Fähigkeiten.

In der untersten Schreibtischschublade befand sich aber noch ein Geheimfach, das er mit einem speziellen Verschlusmechanismus hatte versehen lassen. Es enthielt eine eiserne Kassette, die er jetzt auf den Tisch stellte und aufschloß. Als er den Deckel hob, fielen die zwei obersten Papiere des übervollen Kästchens auf die Tischplatte. Leslie drehte die Tischlampe an und begann die einzelnen Dokumente durchzusehen, die er in der Zeit seiner Tätigkeit hier gesammelt hatte.

Viele der Papiere waren ohne große Bedeutung, aber einige zeugten von Tragödien. Zwei Urkunden zeigten Vermählungen an – die eine von Henry Wighton, die andere von Rudolf Stahl. Beides waren frühere Decknamen von Frank Sutton. Er hatte in Kapstadt und in Bristol geheiratet. Bigamisten wählen überhaupt mit Vorliebe Bristol.

Die zweite Urkunde studierte Leslie länger als die erste. Mr. Rudolf Stahl hatte Gwendolyn Alice ... geheiratet – alle drei Namen, von der Hand des Standesbeamten sorgfältig eingesetzt, waren John sehr geläufig, ganz besonders der Familienname, denn es war sein eigener, und die junge Dame seine Schwester.

John war damals in Frankreich gewesen und kannte den Bräutigam nicht, das heißt, er vernahm von der ganzen Geschichte erst später, als sie ihr abruptes Ende bereits gefunden hatte. Und dann erfuhr er auch, daß die Hälfte des bescheidenen Vermögens, das seine Schwester besaß, dem unbekannten Herrn Stahl übergeben worden war.

Es hätte schlimmer ausgehen können, dachte er mit Genugtuung, als er die Urkunde zusammenfaltete. Herzen, besonders junge Herzen, brechen nicht so leicht. Nach dem unvermeidlichen Prozeß, der sie von einem Mann befreite, der gar nie ihr Gatte gewesen war, hatte seine Schwester einen Rechtsanwalt in Neuseeland geheiratet.

Durch diese Geschichte jedoch war John auf die Spur des Zinkers gekommen.

Unter den Papieren befand sich auch ein Diktatblock mit stenografischen Notizen, der zur Genüge bewies, wie sehr sich Millie Trent als Sekretärin und Assistentin ihres Chefs bewährt hatte. Es war nicht die gebräuchliche Kurzschrift, und es hatte monatelang gedauert, bis Leslie sie entziffern konnte. Dieses Tagebuch der Verbrechen reichte über viele Jahre.

Als Kuriosum unter den Papieren konnte ein Zeitungsausschnitt aus einem Polizeijournal gelten, auf dem auch eine Fotografie zu sehen war, die eine gewisse Ähnlichkeit mit Frank Sutton aufwies.

›Jan Stefenson, vermutlich schwedischer Nationalität, gesucht und steckbrieflich verfolgt wegen Bigamie und versuchten Mordes ...‹ Es folgte eine lange Beschreibung, die manche merkwürdigen Irrtümer enthielt. Die Eitelkeit von Verbrechern ist sprichwörtlich, und Leslie wunderte sich nicht, daß Sutton und seine Frau dieses schwer belastende Dokument aufgehoben hatten, denn am Schluß der Beschreibung stand: ›Spricht mehrere Sprachen, sieht ausgezeichnet aus und gilt als vernünftiger, tüchtiger Geschäftsmann.‹ – Diese kurze, schmeichelhafte Bemerkung hatte sie zweifellos veranlaßt, den Zeitungsausschnitt aufzubewahren.

Leslie legte alle Papiere wieder in den Kasten zurück und verschloß ihn, denn er wollte ihn mitnehmen. Er sah sich nochmals im Zimmer um und wollte gerade gehen, als er Schritte auf dem Gang hörte. Der Besucher war wohl mit den Örtlichkeiten nicht vertraut, denn ab und zu blieb er stehen, und Leslie konnte sich vorstellen, wie er die Schilder an den Türen las. Und dann verstummten die Schritte vor seinem Zimmer. Die Klinke wurde hinabgedrückt, langsam öffnete sich die Tür.

Es war Bill Anerley. Er trug einen Mantel, der bis zum Kinn zugeknöpft war und unter dem die goldbetreßten Beinkleider seiner Portieruniform hervorschauten. Er mußte sehr schnell gelaufen sein, denn er war ganz atemlos.

»Nun, mein Freund?« Leslie musterte ihn erstaunt und belustigt zugleich.

Aber Bill war nicht zum Scherzen aufgelegt. Er machte ein trauriges Gesicht, und beinahe traten ihm Tränen in die Augen.

»Ich habe alles mögliche versucht, Sie zu finden. Einer der Polizisten ließ die Bemerkung fallen, daß Sie hier eine Anstellung gehabt hätten. Aber warum versäumen Sie Ihre Zeit, Captain?« fragte Bill vorwurfsvoll. »Sie müssen doch sehen, daß Sie fortkommen! Jetzt ist nicht der Moment, hier herumzusitzen, wo alle nach Ihnen suchen!«

Leslie zwinkerte ihm zu.

»Sie glauben, daß man mich verfolgt? Wie kam es denn überhaupt, daß mein Name genannt wurde?«

»Diese Millie, die Kanaille, hat ihn der Polizei verraten! Sie kam doch als erste dazu. Ich schickte meinen Jungen hinunter, um einen Polizisten zu rufen, und bevor ich mich recht besinnen konnte, war der ganze Club voll von Beamten. So viele Polizisten habe ich noch nie auf einem Haufen gesehen! Ich konnte mich verdrücken, ich hatte Glück.«

Bill griff in die Tasche und zog eine Handvoll Banknoten heraus.

»Hier ist etwas, das Sie brauchen können – zweiundachtzig Pfund, die Tageskasse.«

Er schob ihm das Geld zu, aber John rührte sich nicht.

»Aber wozu denn, Waldemar?« fragte er freundlich.

»Was soll ich damit?«

Bill Anerley schaute ihn verwundert an.

»Ich habe es so gerne, wenn Sie mich Waldemar nennen.« Er schob ihm das Geld noch näher zu. »Ich wollte, es wären Hunderte, aber Sie können damit wenigstens ins Ausland kommen.«

Leslie gab ihm das Geld zurück und schüttelte den Kopf.

»Nein, Waldemar, alter Junge, ich danke Ihnen.« Er klopfte Bill auf die Schulter. »Ich habe viel Geld, so viel, wie ich im Moment brauche.«

»Gott sei Dank! Ich will damit nicht etwa sagen, daß ich Ihnen nicht gerne gebe, was ich habe. Aber – es ist jetzt höchste Zeit, Captain, verträdeln Sie hier nicht Ihre Zeit! Millie ist verrückt vor Wut, sie hat eine Anzeige bei der Polizei gemacht.«

»Wo ist sie jetzt?«

Bill wußte es nicht.

»Sie lief auf die Straße. Der Polizeiarzt kam. Sutton wurde ins Krankenhaus geschafft. Warum sie einen Toten dort hingebracht haben, mag der Himmel wissen. Ihnen mache ich gar keinen Vorwurf, das dürfen Sie ja nicht denken. Nur eins, Captain, halten Sie sich jetzt nicht länger hier auf – Sie können doch schnell nach Harwich oder einem anderen Hafen fahren! Worauf warten Sie denn?«

Leslie saß noch immer vor dem Schreibtisch. Er reckte sich behaglich.

»Ich warte darauf, daß etwas geschieht, Waldemar.«

»Das wird sehr bald der Fall sein«, entgegnete Bill düster. »Drei Sonntage nach Ihrer Verurteilung – das wissen Sie doch auch?«

Plötzlich sprang Leslie auf, neigte den Kopf vor und lauschte. Es kam jemand den Gang entlang.



»Es sieht so aus, als würden wir noch eine unruhige Nacht haben – gehen Sie dort hinein, Waldemar!« Er zeigte auf die Tür, die zu dem kleinen Nebenraum führte. »Sobald jemand hier bei mir eintritt, verdrücken Sie sich durch die andere Gangtür!« Er gab Bill die Hand. »Gut, Waldemar, und wenn Sie zuerst in den Himmel kommen, dann sagen Sie ...«

»Ich weiß – ich werde melden, daß Sie auf dem Posten sind«, sagte Bill leise, bevor er ins Nebenzimmer verschwand. »Also, viel Glück, Captain!«

Leslie öffnete die Tür zum Gang. Draußen stand ein Mann, der einen langen Regenmantel trug und ihn mit ironischem Lächeln begrüßte.

»Tillman – was wünschen Sie? Sind Sie gekommen, um Ihr Gehalt abzuholen?«

Tillman schaute sich eingehend im Büro um.

»Wo ist Miss Stedman?«

»In Wimbledon vermutlich. Ich will Ihnen aber auch sagen, wo sie bestimmt nicht ist – auf der Reise nach Schottland.«

»Sie ist nicht in Wimbledon. Haben Sie sie nicht gesehen?«

»Wie – nicht in Wimbledon?« Leslie schien erstaunt. »Woher wissen Sie das?«

Tillman setzte sich leger auf die Schreibtischkante, bevor er antwortete.

»Sie hat mit Ihnen zusammen das Haus verlassen«, erklärte er kühn. »Wenigstens vermutete es die Dienerschaft, von der ich die Information habe. Ich fand diese Annahme auch bestätigt, als ich danach Miss Stedman selbst traf. Wie sonst wäre sie vor den Leopard-Club gekommen, als – wie soll ich sagen – diese unglückselige

Geschichte passierte?«

»Ist das Ihr Ernst? Miss Stedman – vor dem Leopard-Club? Wie kommen Sie darauf?«

»Ich habe sie dort getroffen – ich war gerade auf dem Weg zum Club. Leider kam ich zu spät, denn die Polizeipfeifen schrillten schon, als ich auf der Bildfläche erschien. Als erstes sah ich Miss Stedman. Ich habe sie dann in ihr Taxi zurückgebracht, bevor ich in den Club ging. Aber es ist leicht möglich, daß sie nichts davon weiß.«

Leslie atmete hörbar. Er war sehr höflich.

»Darf ich Sie vielleicht fragen, was in Wimbledon Schlimmes geschah, daß Miss Stedman – ich meine, weshalb sie von zu Hause wegging?«

»Ich wünschte, ich könnte es Ihnen sagen. Ich weiß nur, daß kurz nach Ihrem Weggang Miss Stedman – oder Mrs. Sutton, wenn Sie wollen – nicht mehr aufzufinden war. Das letzte, was ich beobachtete, war, daß Mr. Friedman in äußerster Wut im Garten auf und ab lief, seinen Wagen bestellte und fürchterliche Rache schwor. Seine Drohungen galten wahrscheinlich Ihnen.«

»Das dürfte richtig sein. Und was geschah dann?«

»Das ist alles. Wie gesagt, ich sah die junge Dame später vor dem Leopard-Club. Ich komme direkt von dort«, schloß Tillman mit besonderer Betonung.

Leslie sah ihn scharf an.

»Ich interessiere mich nicht dafür, woher Sie kommen und wohin Sie gehen.«

»Wirklich nicht? Ich sagte Ihnen doch, daß ich im Leopard-Club war, kurz nachdem der Mord begangen wurde.«

»Ach so«, erwiderte Leslie gleichgültig.

Tillman wartete einen Augenblick.

»Das scheint Sie gar nicht zu interessieren?«

»Wirklich nicht besonders.«

»Interessiert es Sie auch nicht, zu erfahren, daß Sutton ermordet wurde?«

»Nein, durchaus nicht. So etwas Ähnliches mußte ja kommen.«

»Eben – und ich glaube, dies heute schon einmal von Ihnen gehört zu haben.«

Leslie ging, die Hände in den Hosentaschen, auf Tillman zu.

»Sagen Sie – wer, zum Kuckuck, sind Sie eigentlich?«

»Das tut nichts zur Sache. Können Sie mir aber sagen, wer Sutton ermordet hat?«

Leslie zuckte die Schultern.

»Dies sollen der Richter und die Geschworenen entscheiden. Glauben Sie denn, man zahlt diesen Leuten fünfzehntausend Pfund im Jahr für nichts? Sollen sie sich dafür auch ein wenig anstrengen! Wie kann ich, der ich die Sache nicht überblicke, eine Entscheidung fällen, die nur nach langer, eingehender Untersuchung getroffen werden kann?«

Tillman lachte. »Sie sind wirklich kaltblütig!«

»Haben Sie nichts zu tun?« fragte Leslie höflich.

»Doch, sehr wichtige Dinge sogar.«

»Dann möchte ich Sie nicht von Ihrer Arbeit abhalten.«

Tillmans Blick fiel auf Leslie's rechte Hand. Quer über den Handrücken lief ein dünner, roter Streifen.

»Was haben Sie an der Hand?«

Leslie hob die Hand, sah sie aufmerksam an, holte sein Taschentuch hervor und rieb sie ab.

»Das ist ein bißchen Blut – jagt Ihnen wohl einen Schauer über den Rücken, wie?«

»Sie waren heute abend im Club. Man hat Sie gesehen, als Sie durchs Hoftor auf die Straße traten. Haben Sie sich dort mit einem Bekannten getroffen?«

»Ich möchte bloß wissen, warum ich Ihnen diese verdammt neugierigen Fragen beantworten sollte! Der Bekannte, den ich im ›Leopard‹ getroffen habe, war Mr. Joshua Harras.«

Tillman machte große Augen.

»Harras?« wiederholte er perplex. »Der war im Club?«

»Ja, er war dort.«

»Sind Sie sicher? Er war wirklich drinnen, als der Mord passierte?«

»Ich muß es annehmen – aber diese Nachricht scheint Sie sehr aus der Fassung zu bringen?«

»Warum sollte ich mich darüber aufregen, daß ein Zeitungsreporter ...«

»Beruhigen Sie sich! Ich weiß, warum Sie so aufgeregt sind, mein Freund –. Sutton hat leider versäumt, sich genauer nach Ihnen zu erkundigen, als er Sie anstellte. Aber ich habe es getan. Ich bin in solchen Dingen verflucht neugierig.«

Tillman hatte sich wieder gefaßt.

»Frank Sutton ist tot –«, begann er unzusammenhängend, »und hat doch heute erst geheiratet ...«

»Er hat an verschiedenen Tagen geheiratet, aber das gehört nicht hierher. Was wünschen Sie noch? Es wäre besser, wenn Sie jetzt nach Hause gingen. Sie sind mir hier im Wege.« Leslie öffnete die Tür. »Gute Nacht!«

»Ich hoffe, Sie wiederzusehen«, murmelte Tillman.

»Ich nicht.«

Der nächste Besuch, wenige Minuten nach Tillmans Verschwinden, kam Leslie gelegener. Er erkannte sofort die schnellen Schritte, lief zur Tür, riß sie auf und – hielt Beryl in den Armen.

»O John, John!«

»Woher kommst du?«

»Von Wimbledon – nein, nicht allein, Onkel Lew wartet draußen im Wagen. Er sagte, daß er heraufkommen will, falls du ihn sprechen möchtest.«

»Was – Lew ist draußen im Wagen? Warst du heute abend im Leopard-Club? Weißt du, was geschehen ist?«

»Ja. Ist es wahr, John, daß er tot ist?«

»Ja, Sutton ist erledigt. Es tut mir leid – deinetwegen ...« Er sah, welche Anstrengung es sie kostete, die Frage zu stellen, die allein sie interessierte, und kam ihr zu Hilfe. »Du möchtest mich fragen, ob ich ihn erschossen habe?«

»Du hast es doch nicht getan – nein, du hast es nicht getan, John! Wer hat ihn getötet? Sag mir, daß du es nicht warst, sag es mir ...«

Leslie sah sie nicht an.

»Wer auch immer ihn getötet hat, Frank Sutton verdiente den Tod – der Galgen wartete auf den Mörder des armen Larry Graeme. Beryl, es ist so schwierig, die Sache zu erklären, und ich möchte dir doch die Wahrheit sagen. Setz dich bitte hin, Liebling, du siehst sehr blaß aus. Warum bist du heute abend von Wimbledon weggegangen? Man sagte mir, du hättest gleich nach mir das Haus verlassen.«

»Das stimmt nicht. Ich ging in mein Ankleidezimmer und bin dummerweise dort eingeschlafen. Onkel Lew hat

mich gesucht, konnte mich aber nirgends finden. Es stimmt auch nicht, daß Onkel Lew geglaubt hat, ich sei dir nachgelaufen, im Gegenteil, er bildete sich ein, ich hätte die Wahrheit über Frank Sutton erfahren und wäre deshalb von zu Hause fortgegangen. Als ich endlich aufwachte, waren alle weg, und dann – ja, dann bin ich in die Stadt gefahren, um dich zu suchen. Aber – sag mir jetzt, was du mir eben sagen wolltest.«

Er saß auf der Seitenlehne ihres Sessels und hatte den Arm um sie gelegt.

»Warum wolltest du mich aufsuchen?«

»Ich war mir nicht ganz im klaren. Ich hatte nur den einen Wunsch, dich wiederzusehen. So fuhr ich zu deiner Wohnung, dann zum ›Postkurier‹. Dort vermuteten sie, daß du vielleicht im Leopard-Club sein könntest. Deshalb bin ich dorthin gefahren. O John, sag mir doch, daß du es nicht getan hast!« Sie war sehr erregt. »Onkel Lew schwört, daß du unschuldig bist. Du hast ihn nicht erschossen – du hättest ihn doch nicht kaltblütig ermorden können, John?«

Er zog sie an sich.

»Du solltest nicht hier oben sein. Ich werde dich zu Friedman hinunterbringen. Er hätte dir nicht erlauben sollen ...« Zärtlich flüsterte er: »Ich liebe dich, Beryl! Wie gern hätte ich dich vor all dem bewahrt!«

Sie blieb nüchtern und beharrlich.

»Du bist dessen nicht fähig, ich weiß bestimmt, daß du es nicht getan hast! Wenn du es getan hättest, müßten dich ganz entsetzliche Gründe dazu gebracht haben.«

Er zögerte lange.

»Ja, es waren wirklich schwerwiegende und ganz entsetzliche Gründe – ich möchte jetzt nicht darüber spre-

chen. Alles, was ich getan habe, war vergebliche Mühe. Ich bin ein Narr! Ich machte die größten Anstrengungen – und es wäre mir auch geglückt, wenn er dich nicht gerade heute geheiratet hätte.«

Sie machte sich von ihm frei, stand auf und sah ihn hilflos an. Dann unternahm sie einen verzweifelten Versuch, den Tatsachen mutig entgegenzutreten.

»Ich bin jetzt ganz vernünftig, John, wirklich. Was willst du tun? Du solltest keine Minute länger hier warten. Brauchst du Geld?«

Er lachte.

»Es ist ganz erstaunlich, wie viele Leute mir Geld geben wollen – selbst der alte Waldemar!«

»Waldemar?«

»Du kennst ihn nicht, er heißt eigentlich Anerley – ein alter Soldat, den ich in Frankreich kennenlernte.«

»Weiß er, was geschehen ist?«

»Er vermutet etwas, er ist der Portier vom Leopard-Club – ja, er weiß Bescheid, glaubt es wenigstens. Ich traf ihn heute nacht zum erstenmal wieder seit dem Krieg. Der alte Waldemar ...«

»Waldemar!« wiederholte sie vorwurfsvoll. »Denk doch endlich an dich selbst!«

»Das tue ich ja.«

Man hörte Schritte auf dem Gang. Sie dachte, man suche ihn hier, und wurde totenblaß.

»Ist das die Polizei?«

»Geh schnell in dieses Zimmer –.« Er zeigte nach der Tür, die vorher schon Anerley benützt hatte. »Geh entweder hinunter zu Onkel Lew – oder bleib ruhig dort.«

Statt ins Nebenzimmer eilte Beryl erst zur Gangtür,

drehte den Schlüssel um und schob den Riegel vor, gerade noch rechtzeitig, bevor die Klinke niedergedrückt wurde. Jemand rüttelte heftig an der Tür, und eine schrille, haßerfüllte Stimme rief Leslies Namen.

»Das ist Millie Trent«, flüsterte er.

Er küßte sie und zeigte auf die andere Türe. Dann wartete er noch, bis sie im Nebenzimmer war, zog den Riegel zurück und schloß auf.

Millie Trent fiel beinah ins Zimmer. Ihr Haar war aufgelöst, die Augen funkelten unnatürlich groß in dem blutlosen Gesicht.

»Schuft! Mörder!« schrie sie mit sich überschlagender Stimme.

Sie trug keinen Mantel, ihre Bluse war vom Regen durchnäßt, die Strümpfe mit Schmutz bespritzt.

»Nun?« fragte er steif.

»Mörder – verfluchter Hund! Sie haben ihn umgebracht! Sie haben gesagt, daß Sie es tun werden – Sie erschossen ihn hinterrücks, weil Sie nicht wagten, ihn zu stellen! Niedergeknallt haben Sie ihn wie einen Hund!«

»Wie einen tollen Hund –«, bekräftigte er fest, »er war auch nichts anderes!«

Sie wollte sprechen, brach aber in krampfhaftes Schluchzen aus. Dann riß sie ihre Handtasche auf – doch bevor sie schießen konnte, hatte er sie am Handgelenk gepackt, und der kleine Revolver fiel polternd zu Boden.

»Sie gemeiner Kerl!« schrie sie. »Aber Sie werden am Galgen hängen dafür! Ich verzinke Sie, gehe zur Polizei ... Barrabal entgehen Sie nicht – ich habe jemand mitgebracht, der Ihnen die Hölle heiß machen wird!«

»Halten Sie den Mund!« Er drückte Sie auf einen Stuhl, und für den Augenblick war sie zu erschöpft, um sich



wehren zu können. »Was für eine Frau sind Sie, Mrs. Sutton! Überlegen Sie – jahrelang haben Sie mit ihm zusammen gestohlen und Verbrechen begangen, ihm bei all seinen Betrügereien geholfen. Sie haben ihm beigestanden, wenn er junge Mädchen verführte ...«

»Das lügen Sie – nie hat er ... Glauben Sie denn, ich hätte das mit angesehen? – Mrs. Sutton! Wußten Sie, daß wir verheiratet waren?«

»Ja, und ich versuchte heute morgen, Ihnen das Geständnis abzurufen – ich beleidigte Sie, bis Sie drauf und dran waren, es mir zu gestehen!«

Plötzlich sprang sie auf, lief zur Tür und riß sie auf.

»Ich gehe jetzt zur Polizei und sage, wo man Sie finden kann! Man sucht schon nach Ihnen.«

»Nach Ihnen auch – sobald man draufkommt, wer der Tote wirklich war.«

Sie kam zurück und trat dicht vor ihn.

»Glauben Sie, daß mir jetzt noch das geringste daran liegt, was mit mir geschieht? Sie werden gefaßt, Leslie! Das allein ist wichtig. Ich kann schon selbst für mich sorgen, ich brauche keine Hilfe. Sie – Zuchthäusler, gemeiner Hund! Ich hasse Sie!«

Leslie bückte sich, nahm den Revolver auf und legte ihn auf den Tisch.

»Ist das die Waffe, mit der Ihr Herr Gemahl Larry Graeme erschossen hat?«

»Er hat ihn in Selbstverteidigung getötet!« fuhr sie ihn wütend an. »Graeme hatte einen Revolver in der Hand, als er aufgefunden wurde. Ja, er hat ihn erschossen – er hätte auch Sie niedergeknallt, wenn er das gewußt hätte! Aber jetzt werde ich dafür sorgen, daß Sie am Galgen hängen, Leslie – Sie haben Frank Sutton kaltgemacht ...«

»Das ist nicht wahr!«

Beryl war unbemerkt ins Zimmer getreten und stellte sich jetzt vor die wütende Millie.

»Ach, Sie sind bei ihm – ich hätte es, mir denken können!«

»Ich bin den ganzen Abend mit ihm zusammen gewesen«, sagte Beryl.

»Waren Sie auch im Leopard-Club mit ihm?«

»Nein, dort war sie nicht dabei«, warf Leslie ein.

Millie Trent sah Beryl wutverzerrt an.

»Ach, Sie möchten Ihren Liebsten aus der Sache herausziehen? Aber trösten Sie sich, Sie werden ebenso in den Schmutz gezerzt wie er, Beryl Sutton!«

»Schändlicher, als diesen Namen zu tragen, kann es bestimmt nicht sein«, gab Beryl zurück.

»Für mich war er gut genug!« rief Millie bemerkenswert inkonsequent.

»Warum haben Sie ihn dann nicht geführt?« fragte Leslie scharf. »Ich will es Ihnen sagen – weil Sie ihm von Anfang an bei all seinen schmutzigen Affären assistiert haben. Unterbrechen Sie mich nicht! In so ziemlich allen Gefängnissen Englands sitzen Leute, die seine Zinkerei dort hinbrachte. Mein Vorgänger in diesem Büro hat fünf Jahre Zuchthaus bekommen, weil er sich etwas zu eingehend mit Suttons Geschäften befaßte. Er weiß nicht, daß sein Chef ihn nach Dartmoor abschoß, daß Sutton der Zinker war und Sie, Millie Trent, die Denunziation geschrieben haben. Nein, meine Liebe, und wenn er zehnmal ermordet worden wäre ...«

»Aber Sie haben ihn ermordet!« schrie sie, wieder aufschluchzend. »Das ist das einzige, was mich kümmert! Sie gemeiner Schuft – Sie sollen dafür büßen!«

»Dann zeigen Sie mich an«, sagte Leslie ruhig. »Gehen Sie auf die Straße und holen Sie einen Polizisten!«

Er schob sie hinaus und schlug die Tür zu.

»Bist du von Sinnen?« fragte Beryl atemlos. »Das kannst du doch nicht tun! Du hast sie fortgehen lassen – denkst du denn gar nicht daran ... «

»Ich möchte nur wissen, wer mit ihr gekommen ist – ich habe so eine Ahnung, daß ich ihn kenne.«

Er öffnete die Tür und schaute in den schlecht beleuchteten Gang hinaus. Wenige Schritte weiter vorn lehnte Josua Harras an der Wand. Er war ziemlich verwirrt und hatte eine zerdrückte Zigarette zwischen den Lippen.

»Treten Sie doch näher, Harras! Haben Sie die reizende Dame hierhergebracht?«

»Sie hat mich hergebracht«, sagte Harras ergeben. »Sie ist wirklich eine energische Dame. Die meisten Frauen verfügen über überschüssige Energie.« Erst jetzt sah er Beryl und begrüßte sie mit einer Verbeugung. »Ich fürchte, ich komme ungelegen und störe.«

»Sie kommen meistens unerwartet, Mr. Harras!« bemerkte Leslie.

Josua lächelte, als ob man ihm ein großes Kompliment gemacht hätte.

»Ich bin überall und nirgends. – Eine bedauernswerte Person – ich meine die Dame, die uns soeben verlassen hat.« Er schaute an seinem regennassen Mantel hinab und schien sich darüber zu freuen. »Es ist doch eine bemerkenswerte Tatsache, daß interessante Morde gewöhnlich in regnerischen Nächten begangen werden, wenn man weder um Geld noch gute Worte ein Taxi bekommen kann. Ich erinnere mich genau – in einer solchen Nacht brachte Grippen seine Frau um und verscharfte sie im

Kohlenkeller.« Er lächelte gutmütig. »Es war wirklich ein anregender Fall – in mancher Beziehung. Nebenbei bemerkt, man hat den Club geschlossen.«

»Den Leopard-Club?«

»Eigentlich ein unnötiger und willkürlicher Akt der Polizei. Die Bar wurde zuletzt geschlossen, was seinen guten Grund hatte – ich stand nämlich dort im Gespräch mit dem Polizeiinspektor, der den Fall unter sich hat. Wirklich ein netter Mensch – leider trinkt er nur Limonade und Sodawasser. Ja, durch einen glücklichen Zufall bin ich Augenzeuge dieser – wie soll ich sagen – Tragödie geworden.«

Beryl sah, wie Johns Gesicht starr wurde.

»Sie?«

»Ja, ich war Augenzeuge und auch wieder nicht. Ich sah, wie jemand einen Schuß abfeuerte, und doch könnte ich nicht schwören, daß ich die Person, die schoß, erkannt hätte. Ich bin kein Rechtsgelehrter, aber ich frage Sie – was für juristische Konsequenzen ergeben sich, wenn jemand in Selbstverteidigung tötet? Miss Trent hat mich darüber auf dem ganzen Weg hierher ausgefragt. Ich vermute zwar, daß sie nur versuchte, die Ermordung Larry Graemes zu rechtfertigen. Aber solche Fragen können Zeitungsleute eben nicht entscheiden.«

»Ich möchte Sie etwas fragen, Harras – werden Sie Miss Stedmans Namen in Ihrem Bericht erwähnen?«

»Es ist unmöglich, ihn zu verschweigen, nach allem, was geschehen ist.«

»Aber die Sache kann doch mit ihrer Verheiratung enden, soweit sie in Frage steht?«

Josua nickte.

»In meinem Bericht schon, Mr. Leslie. Aber da bleibt die viel schwierigere Frage – wie wird der Polizeibericht

aussehen?«

Eine Pause trat ein. Dann sagte Leslie:

»Tillman hat Sie gesehen!«

»Tillman!« Josuas Stimme schnappte über. »War Tillman dort?«

»Er war vor dem Leopard-Club und hat mit Miss Stedman gesprochen.«

»Wie – er war draußen und hat Miss Stedman gesehen? Das ist sehr unangenehm. Aber sind Sie auch sicher, daß er nur vor dem Lokal war? Sie selbst haben ihn doch nicht etwa gesehen oder gesprochen?«

Leslie beruhigte ihn.

»Gott sei Dank.«

Unvermittelt drehte sich John zu Beryl um und forderte sie energisch, fast grob, auf:

»Komm jetzt mit mir zum Wagen. Es ist Zeit, daß du nach Hause fährst.«

»Aber ...« wandte sie ein.

»Ich muß darauf bestehen – ich bringe dich nach Wimbledon. Dann muß ich allein sein, um alles überdenken zu können. Auch möchte ich Mr. Harras diese Nacht noch einmal sprechen – und außerdem sollte ich mich nach Mr. Tillman umsehen. Ich habe den Eindruck, daß dieser Tillman recht unangenehm werden kann.«

»Oh, ich glaube nicht«, äußerte Josua, »er ist ein sehr liebenswürdiger Mensch, das heißt, ich spreche nicht von ihm in seiner beruflichen Eigenschaft, sondern als Privatmann. Sie werden sich sicher mit ihm verständigen können.«

»Wir wollen sehen!«

Lew Friedman saß zusammengekauert in einer Ecke des Wagens. Er begrüßte Leslie nur kurz und sprach während der Fahrt kaum ein Wort, auch nicht mit Beryl. Still hielt er ihre Hand in der seinen. Leslie versuchte, eine Unterhaltung in Gang zu bringen, aber es gelang ihm nicht. Er war herzlich froh, als sie in ›Hillford‹ ankamen.

In der Atmosphäre des eigenen Heims wurde Friedman etwas gelöster. Die Ereignisse der Nacht hatten ihm stark zugesetzt, und zum erstenmal fiel Beryl auf, wie alt er aussah.

»Kommst du noch in die Bibliothek, oder willst du schlafen gehen?«

»Ich habe ja schon im voraus geschlafen, Onkel Lew!« meinte sie lächelnd.

»Gott sei Dank, daß du geschlafen hast«, sagte er und öffnete die Tür zur Bibliothek.

Alle drei traten ein. Bis Robert den Tee brachte, wurde nicht gesprochen.

Lew goß sich reichlich Cognac in den Tee und trank ihn in einem Zug aus.

»Das hat gutgetan«, murmelte er, hielt seine kalten Hände an den Kamin und drehte den Kopf zu Leslie um. »Großer Gott, was für eine Nacht!« Dann ließ er sich wieder in den alten Lehnstuhl fallen.

»Wissen Sie Bescheid, Friedman?«

»Sie meinen über Sutton –? Ja, ich weiß alles. Haben Sie es ihr erzählt?«

»Ich sagte ihr, daß Sutton tot ist.«

»Sagten Sie ihr nicht, daß er – was er war?«

»Nein.«

»Er war der Zinker«, sagte Lew kurz entschlossen. »Ja, und er war noch etwas viel gemeineres. Beryl, Liebling, du erinnerst dich, daß wir eines Abends von einem Mann sprachen, hier in der Bibliothek, der sich ein Vermögen mit Heiratsschwindeleien zugelegt hatte?«

»Ja, ich erinnere mich genau – du sagtest damals, daß Raub im Vergleich dazu noch eine anständige Sache sei, und ich wunderte mich darüber. Und du erzähltest von einem Mann, der ... Oh, es war doch nicht –?«

»Frank Sutton, ja. Als ich es erfuhr, glaubte ich den Verstand zu verlieren.«

»Woher wissen Sie es, Friedman?« fragte Leslie.

»Ich hörte heute Stimmen im Wohnzimmer – das heißt, um die Wahrheit zu sagen, ich war wegen gewisser Dinge mißtrauisch geworden, die ich zwischen Sutton und Millie Trent beobachtet hatte. Ich hörte also, wie die beiden miteinander diskutierten, und vermutete, daß sie sich stritten. Unter normalen Umständen hätte ich natürlich nicht gelauscht. Aber da Beryls Glück auf dem Spiel stand ... Ich mußte herausbringen, in welchem Verhältnis er zu dieser Frau, stand. Ich öffnete die Tür, ein wenig nur –, und hörte die ganze, schreckliche Geschichte! Da wurde mir klar, daß ich meinen Liebling mit dem Zinker verheiratet hatte, einem Verbrecher, Hehler und Heiratsschwindler. Und ich erfuhr auch, daß er schon verheiratet war – seine falschen Bräute hatte er immer gleich an der Kirchentür wieder verlassen.« Lew warf Beryl einen unruhig prüfenden Blick zu. »Dann begriff ich jedoch, daß er dich nicht verlassen wollte. Als ich dies hörte, wurde ich rasend, und es ist mir jetzt noch unbegreiflich, daß ich nicht hineinging und ihn erwürgte. Ich wollte, ich hätte es getan. Nur der Gedanke an dich hielt mich davon ab und brachte mich zur Ver-

nunft. Ich ging nach oben, um dir alles zu sagen und mich mit dir zu besprechen. Du weißt, daß du mich oft beruhigen konntest, wenn ich diese Anfälle von Jähzorn hatte. In deinem Zimmer fand ich dich nicht. Wäre ich bei Verstand gewesen, hätte ich an die Tür deines Ankleidezimmers geklopft. Aber plötzlich kam mir der verrückte Gedanke, daß du alles über Sutton selbst schon erfahren haben könntest, und ich lief in mein Zimmer und zog mich um, denn ich trug noch meinen Smoking. In meiner Sorge um dich vergaß ich für einen Augenblick sogar Sutton. Als ich nach unten kam, hatte er das Haus verlassen, aber ich wußte, wo ich ihn finden würde. In sein Büro zu fahren, wo ich ihn gleichfalls und viel früher getroffen hätte, fiel mir nicht ein. So fuhr ich woanders hin.«

Jetzt wurde Beryl manches klar. Sie erhob sich und fragte erschrocken:

»Warst du im Leopard-Club?«

»Ja, dorthin ging ich. Ich kenne Anerley, habe ihm einmal geholfen, als es ihm nicht gut ging. Er ist ein alter Soldat, ich traf ihn im Krieg, unten in Südafrika. Ich war lange nicht mehr im Leopard-Club gewesen, aber heute abend ging ich hin.«

»Dann waren Sie also der Schläfer in Nummer vier?«

»Ich hatte nur das eine Bedürfnis – mit Frank Sutton abzurechnen. Niemand außer Anerley hatte mich gesehen, als ich in den Club kam. Sein Sohn war bei meiner Ankunft nicht da. Anerley wunderte sich sehr, mich zu sehen. Ich sagte ihm, daß ich mich nicht wohl fühle und schlafen möchte, und daß niemand etwas von meiner Anwesenheit erfahren sollte. Zufällig bekam ich das Zimmer neben dem Sitzungssaal, den bald danach Sutton belegte. Ich hörte, als er kam, und da ich an der dünnen Tapetenwand lauschte, vernahm ich auch die Telefongespräche, die er führte.



Endlich stahl ich mich hinaus, öffnete seine Tür, er sah mich, sprang auf, wollte den Revolver ziehen, und ich schoß.«

»Du –? Du hast ihn getötet?« Beryls Augen waren weit aufgerissen. »Du?« flüsterte sie. »Du hast ihn getötet, Onkel Lew?«

Er nickte langsam und senkte den Kopf.

»Ja, ich habe es getan, und es tut mir nicht leid. Sutton hat es verdient. Ich werde mich dem Gericht stellen.«

Sie sah fragend zu John hinüber.

»Du wußtest es schon die ganze Zeit?«

»Ja, er wußte es«, sagte Lew. »Gerade in dem Augenblick, als ich abdrückte, schlug mir jemand auf den Arm – ich fuhr herum und sah Leslie. Er nahm mir die Pistole aus der Hand und führte mich zu dem Fenster, von dem aus die Feuerleiter in den Hof hinunterführt.«

»Oh, Onkel Lew!« Sie kniete sich neben den Sessel, nahm seine Hand und legte ihren Kopf auf seinen Arm.

Leslie wartete, bis sie sich etwas beruhigt hatte, dann entfernte ersieh.

»Er will Tillman aufsuchen«, sagte Lew nachher erklärend.

»Wer ist eigentlich Tillman?«

Doch Onkel Lew wußte es auch nicht.

Eine Pflicht blieb noch zu erfüllen, einen schweren Gang mußte Friedman noch tun. Nachdem er den Arzt, den er gerufen hatte, wieder zur Haustür begleitet hatte, schickte er nach seinem Chauffeur.

»Sie müssen mich zum Polizeirevier Bow Street bringen. Ich komme nicht mit Ihnen zurück. Sie fahren wieder nach Wimbledon und halten sich zu Miss Beryls Verfügung.«

Eine halbe Stunde noch brachte er damit zu, seine Angelegenheiten zu ordnen, dann stieg er in den Wagen, der ihn zur Stadt brachte. Kaum hatte er das Haus verlassen, klingelte endlos das Telefon.

Die Kirchturmuhren schlugen halb zwei, als sein Auto vor dem düsteren Portal des Polizeireviers hielt. Lew Friedman stand noch eine Weile im Regen, um seinen Chauffeur die letzten Anweisungen zu geben.

»Warten Sie nicht«, sagte er noch einmal düster. »Es kann eine Weile dauern, bis Sie mich wieder abholen, Jones! Gehen Sie morgen früh zu Captain Leslie und besprechen Sie sich mit ihm. Dann können Sie sich entscheiden, ob Sie in meinen Diensten bleiben wollen oder nicht.«

Er blieb stehen, eine gebeugte, verlorene Gestalt, bis der Wagen verschwunden war. Dann stieg er festen Schrittes die vier Stufen hinauf und wandte sich an den Posten vor dem Eingang.

»Ich möchte den diensttuenden Polizeiinspektor sprechen.«

Der Polizist führte ihn in ein hell erleuchtetes Zimmer.

»Mein Name ist Lewis Friedman ...«

»Ach, ich kenne Sie sehr gut, Mr. Friedman.« Der Inspektor lächelte. »Was kann ich für Sie tun? Haben Sie etwas verloren?«

»Nein, ich bin gekommen, um mich der Polizei zu stellen, weil ich einen Mord begangen habe«, sagte Friedman. »Ungefähr um neun Uhr dreißig heute abend schoß ich im Leopard-Club auf einen Mann namens Frank Sutton und tötete ihn. Bekannter ist er Ihnen wahrscheinlich unter dem Namen ›Der Zinker‹.«

Ein anwesender Detektivinspektor blickte überrascht auf.

»Sie sind unschuldig!« rief er und lachte. »Ich fürchte, Mr. Friedman, Sie haben die Rotweinflecken auf dem weißen Tischtuch für Blutspritzer gehalten!«

»Aber ich erkläre noch einmal, daß ich ihn ermordet habe!«

Der Inspektor schüttelte den Kopf.

»Und ich versichere Ihnen, daß Sie sich irren. Ich komme soeben vom Middlesex-Krankenhaus, wo Sutton liegt, der eigentlich Stahl heißt. Er ist nicht einmal verwundet worden.«

Lew traute seinen Ohren nicht und schlug sich mit der Hand an die Stirn. Sutton lebte noch?

»Träume ich denn? Aber wenn er nicht ... Wenn ich nicht – auf ihn geschossen habe, warum liegt er dann im Krankenhaus?«

»Er liegt dort, weil er nach seiner eigenen Aussage einen für seine Freundin bestimmten Schlaftrunk aus Versehen selbst erwischte. Mit anderen Worten, er liegt dort mit einer Vergiftung. Und wenn diese Aussagen seiner Freundin stimmen, wird er in sechs Wochen vermutlich am Galgen hängen.«

## 35

Normalerweise hätte Mr. Field sein Büro um sechs Uhr abends verlassen. Aber für Zeitungsleute gibt es keine unumstößlichen Zeiten. Besondere Umstände – die Glücksfälle ihres Berufs – halten sie oft stunden- und nächtelang an ihren Schreibtischen fest.

Jetzt war es drei Uhr morgens. Mr. Field, in Hemdsärmeln, die Zigarre zwischen den Zähnen, saß noch immer

an seinem Arbeitstisch. Die Augen hinter der Brille glänzten zufrieden, obgleich er entsetzlich müde war.

Vor ihm lag, noch feucht von der Presse, eine Nummer des ›Journal‹. Wie es ihm gelungen war, so schnell einen Abzug des Konkurrenzblattes zu bekommen, war sein Geheimnis. Ihm gegenüber saß Josua Harras, vor sich auf dem Tisch ein ausgebreitetes Pergamentpapier – darauf lag ein angebissenes Schinkenbrot und daneben stand ein großes Glas Bier.

»Das sind wunderbare Erlebnisse im Leben eines Mannes«, sagte Field, der gewöhnlich in frühen Morgenstunden philosophische Anwandlungen bekam. »Sie erhalten zum Beispiel von einer jungen Dame die erste verstohlene Aufmunterung ...«

»Das ist mir niemals passiert«, protestierte Josua mit vollem Mund.

»Ich spreche ja auch gar nicht von Ihnen, sondern von bedeutsameren Persönlichkeiten. Ja – also, ich möchte diese Genugtuung mit der eines Sportlers vergleichen, der seinen Rivalen besiegt hat.« Mr. Field nahm einen Schluck aus seinem Glas. »Und doch läßt sich all das nicht vergleichen mit der – nun, ja, mit der Schadenfreude, die man gelegentlich empfindet, wenn man die Zeitung von gegenüber liest.«

»Sie meinen – um die Ecke«, verbesserte Harras, der nun einmal für Genauigkeit war.

»Meinetwegen um die Ecke, verflucht noch mal! Jedenfalls haben wir sie geschlagen ...«

»Ich habe sie geschlagen«, brummte Harras.

»Sie sind in diesem Augenblick nur einer aus dem großen Heerhaufen. Hätte ich Sie nicht angestachelt und durch Beleidigungen aufgehetzt – denn von Natur aus sind Sie furchtbar faul –, würde ich die Reportage nie bekom-

men haben. Allerdings muß ich anerkennen, Harras, daß Sie die Sache schneller begriffen haben als irgendein anderer Mann im ganzen Zeitungsviertel.« Der Redakteur zeigte auf die harmlose Nummer des ›Journal‹. »Diese Kerle haben ihren besten Mann seit Wochen auf die Geschichte gehetzt. Sie aber haben nur ein wenig unter seiner Nase herumgeschnüffelt und ihm das Lebenslicht ausgeblasen. Und der allergrößte ...« Er suchte nach dem richtigen Wort.

»Triumph –«, vollendete Josua.

»Verdienst, wollte ich sagen, ist Ihre Entdeckung, daß der Zinker noch am Leben ist. Das war ein Meisterstück, Josua!«

»Beweis höchster Genialität!« trumpfte Harras nach.

Das Telefon summt. Field nahm ab. Es war der Portier.

»Wie? – Ich interessiere mich für nichts mehr, ich will schlafen ...« Field lachte vergnügt, als er weiter zuhörte. »Na gut, lassen Sie ihn heraufkommen!«

Er legte auf und sah Harras an.

»Einer Ihrer Freunde möchte Ihnen gratulieren!«

Josua Harras machte sich nicht viel aus Gratulationen von Freunden. Aber als die Pendeltür aufgestoßen wurde und ›Tillman‹ eintrat, huschte ein Grinsen über sein mageres Gesicht.

Er erhob sich, um seinen großen Konkurrenten zu begrüßen, denn Arthur Tillman Johns vom ›Journal‹ galt im Zeitungsviertel seit Jahren als hervorragender Kriminalberichterstatte.

»Ich nehme meinen Hut ganz tief vor Ihnen ab, Sie alter Spürhund«, sagte er und drückte Josuas Hand fest, während Field vergeblich versuchte, die Nummer des ›Journal‹ unter dem Tisch verschwinden zu lassen. »Ich habe gerade

einen Abzug Ihrer Reportage gestohlen. Sie ist ganz großartig, Harras – wunderbar! Wir werden noch eine zweite Ausgabe machen und dort soviel wie möglich von Ihnen übernehmen. Jedenfalls waren Sie der erste im ganzen Land ... Schade – ich meine, für das ›Journal‹. Ja – ganz nebenbei, haben Sie eigentlich unseren Freund Leslie gesehen?«

Mr. Harras schaute auf die Uhr.

»Er hat mir fest versprochen, vorbeizukommen, bevor er nach Hause geht. Deswegen bin ich überhaupt noch hier. Großartiger Kerl! Er hat die Stellung beim Zinker doch nur bekommen, weil er sich als früherer Sträfling ausgab. Sutton wollte nur Verbrecher um sich haben, deshalb engagierte er auch Leslie. Doch Scotland Yard hatte seine Gefängnispaniere gefälscht.«

»Aber warum hat ihn dann dieser verrückte Polizeisergeant von Bow Street nicht erkannt?« fragte Tillman Johns.

»Wer kennt ihn denn überhaupt? Als er verhaftet wurde, kam Elford von Scotland Yard – und er war frei.«

In diesem Augenblick trat unangemeldet Leslie ein. Es gehörte zu seinen Spezialitäten, an Portiers und Torwächtern vorbeizukommen, ohne ihre Dienste in Anspruch zu nehmen. Er ging sofort auf Harras zu und schüttelte ihm die Hand.

»Herzlichen Glückwunsch – der Artikel liest sich so, als ob er völlig wahrheitsgetreu wäre, obgleich dies nicht ganz der Fall ist!«

Josua strahlte und wandte sich an Field. »Mr. Field, darf ich Ihnen Chefinspektor Barrabal von Scotland Yard vorstellen?«

Die beiden Männer gaben sich die Hände.

»Sehr erfreut«, sagte Field.

»Ganz meinerseits«, erwiderte John Leslie Barrabal.